Grußwort

des Bischofs der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg

nsere Kirchengebäude sind ein kostbares Gut. Sie sind Teil unserer Geschichte. An und in ihnen wird der Reichtum christlicher Überlieferung ablesbar. Als stumme Zeugen »predigen« diese Gotteshäuser, denn ihre Architektur, ihr Bilderprogramm und ihre künstlerischen Gestaltungselemente geben Auskunft über das christliche Leben vergangener Generationen, ihre Theologie und die Gestalt des Glaubens in der Welt. Die Geradheit der Fugen zwischen den sorgfältig geschichteten Feldsteinmauern und die ausgewogenen Proportionen der Ziegelflächen zeugen ebenso wie die Buntheit des Fachwerks und die Wucht der Westtürme von der Kunst des Kirchenbaus früherer Jahre.

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V., der in diesem Jahr seinen zehnten Gründungstag begeht, hat es mit großem Engagement bewerkstelligen können, dass die in dieser Broschüre aufgeführten Kirchen nicht nur von außen anzusehen sind, sondern als »offene Kirchen« auch einladen wollen einzutreten, den Raum auf sich wirken zu lassen, um neben den kunsthistorischen auch den spirituellen Erwartungen der Besucher gerecht zu werden.

Denn offen ist eine Kirche nur, wenn sie als Gebäude geöffnete Türen hat und ihre Gemeinde nicht darauf be-





Die Dorfkirche in Bagow (Havelland) vor und nach der Wiederherstellung (Aufn. 1991 und 1999)

schränkt, ihren Bestand zu hüten, sondern auf andere zugeht und so zeigt: Hier erfahren Menschen Aufnahme, hier können sie Gemeinschaft erleben und zu sich selbst kommen.

So sind unsere Kirchen sichtbare Zeichen dafür, dass Gott unter den Menschen Wohnung nimmt. Sie sind der Ort, an dem Menschen ihren Alltag unterbrechen, um Gottesdienst zu feiern, auf Gottes Wort zu hören, zu beten, zur Ehre Gottes zu singen und zu musizieren.

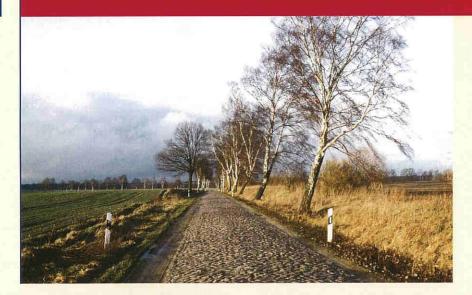
Durch diesen Gebrauch der Kirchen, der Jahrhunderte hindurch kontinuierlich gepflegt wurde, haben diese Orte eine eigene Atmosphäre und Ausstrahlung, die es auch künftig zu erhalten gilt.

Mögen Sie einstimmen können in die Worte des Psalm-Beters:

Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt. (Ps. 26,8)

Ihr Wolfgang Huber

Jan Feustel Dorfkirchen erwandern



Dr. Jan Feustel, Autor mehrerer Bücher zur Geschichte und Kultur Berlins und der Mark Brandenburg, organisiert und begleitet seit vielen Jahren Wanderungen.

Sumpf und Sand - die Mark Brandenburg zählt nicht gerade zu den fruchtbarsten deutschen Landschaften. Ein Blick auf die Karte genügt - kaum irgendwo sonst in unserem Land liegen die Dörfer und Städte so weit voneinander entfernt. Und wohl keine andere Großstadt grenzt so unmittelbar, beinahe ohne Übergang, an das »platte Land« wie Berlin. Abseits der Eisenbahnstränge ist man wenige Kilometer hinter der Stadtgrenze noch immer vielerorts »j. w. d.« Natürlich bietet die Mark damit ein Paradies für rüstige Wanderer, denen ein längerer Anmarschweg von der Bahnstation nichts ausmacht. Fußfreundlich unbefestigte Wege ziehen sich über sanfte Hügel, tauchen in die unvermeidlichen Kiefernforsten ein oder schlängeln sich am Ufer eines Sees entlang. Und wenn über Wiesen, Äcker und Baumkronen eine Kirchturmspitze kilometerweit zu sehen ist, dann weiß der Fußtourist auch, wo es wieder in die Zivilisation einzutauchen gilt, wo man einkehren oder sogar, in Glücksfällen, ein öffentliches Verkehrsmittel zwecks Heimfahrt besteigen kann.

Aber nicht nur geografisch ist die Kirche ein Zeichen der Ortslage – allermeistens ist sie auch das einzige Gemäuer, das von der jahrhundertealten Geschichte des Dorfes zeugt. Burgen sind in der Mark ebenso seltene Raritäten wie mehr als 150-jährige Bauernhöfe oder Mühlen. Und den

> Zugesetztes romanisches Portal an der Kirche von Dabergotz

Herrenhäusern als steinernen Malen der früheren Dorfobrigkeit sind Nachkriegszeit und DDR-Ära sehr schlecht bekommen. Was nicht abgerissen wurde oder mit der Zeit zusammenfiel, hat durch neue, zweckfremde Nutzung fast immer nur das nackte Mauerwerk ohne jeden Schmuck bewahrt. Allein an der Dorfkirche lässt sich noch immer der Weg der Gemeinde durch die Jahrhunderte wie an Jahresringen ablesen.

In der Ortsmitte liegt das Gotteshaus, auf dem Anger oder neben der Dorfstraße. Die Kirchhofsmauer sichert ihm einen Bereich der Stille ringsum, bietet Platz, den Bau von allen Seiten zu umschreiten und frei zu beschauen. Vorsicht gebieten dabei aber die Gräber, die vielfach noch den alten Ort ne-

ben der Kirche einnehmen. Kaum eine Ausnahme gibt es von der traditionellen »Ostung«. Der Altarraum reckt sich der aufgehenden Sonne entgegen – »ex oriente lux« –, während der Glockenträger fast immer im Westen steht; die burgenähnliche Gestalt vieler mittelalterlicher Turmkolosse, so sagen die Volkskundler, soll eine symbolische Abwehrgeste gegen den Teufel und seine Dämonen darstellen, die nach altem Glauben im Westen, gen Abend hin, hausten.

Schon das Mauerwerk zeigt in der Regel das Alter des Bauwerks. Feldsteinmauerwerk ist typisch für die Brandenburger Kirchen des Mittelalters. Je exakter die Granitfindlinge der »Außenhaut« zu Quadern geschlagen, je sauberer sie in Lagen aufgeschichtet sind,





»Näpfchen« an mittelalterlichen Backsteinen

desto früher entstand das Bauwerk. Glatter Putz überzieht barocke wie klassizistische Gemäuer, wenn nicht die preiswertere Fachwerkkonstruktion gewählt wurde, deren Anfälligkeit gegen den Zahn der Zeit allerdings gerade diese Kirchlein oft genug zu den Sorgenkindern von Gemeinde und Denkmalpflege macht. Rote oder gelbe Ziegelfassaden zeichnen die neugotischen und neuromanischen Gotteshäuser aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert aus. Die relativ seltenen Exemplare echt mittelalterlichen Backsteinbaus sind von ihnen an der verwitterten Oberfläche und dem meist größeren Format der Ziegel leicht zu unterscheiden.

Schon an der Außenseite gerade der ältesten Kirchen aber kann man wie an den Jahresringen eines Baumes den Wandel der Gestalt in den Jahrhunderten ablesen. Drei Eingänge führten im Mittelalter meist in den Gottesdienstraum. Ein großes Portal im Westen unter dem Turm wie eine seitliche Tür (überwiegend im Süden) dienten der Gemeinde zum Eintritt ins Schiff, durch ein kleineres Pförtchen östlich davon gelangte der Geistliche in den Altarraum. Heutzutage wird oft nur noch ein Eingang genutzt, vielfach sind die anderen vermauert und allein noch in Umrissen ablesbar. Auch muss man in der Regel genau hinschauen, um noch die letzten Spuren der originalen, schmalen und hoch gelegenen Fenster im Mauerwerk wahrzunehmen. Seit der Barockzeit erhellen meist größere Öffnungen den Raum, damit man das Gesangbuch besser lesen konnte. Nur an den Ostseiten - hinter dem Altar - haben sich häufig jene ursprünglichen »Lichtschlitze« erhalten, als kleine Rundbögen in romanischen Apsiden oder lanzettförmig und in Dreiergruppe an gotischer Chorwand. Überhaupt bietet der Blick von Osten her beinahe immer das schönste und markanteste Bild. Bei den »vollständigen Anlagen«,

die zu den ältesten Kirchenbauten der Besiedlungsepoche gehören, staffelt sich der Bau vierfach in Höhe und Breite von Ost nach West auf: die halbrunde Apsis, Chorhaus, Gemeindeschiff und der querrechteckige Westturm.

Auch der Ostgiebel spätmittelalterlicher Gotteshäuser bietet mit Blenden und »Eulenloch« im Dachstuhl oft genug einen malerischen Anblick. Die Sakristei, eine Herrschaftsloge oder auch Grüfte fügten sich späterhin an die Mauerflächen, manches Mal reihen sich auch Grabsteine über dem Sockel, deren Bildwerke und Inschriften bis zur Unkenntlichkeit verwittert sind. Sogar die Steine selber tragen Zeichen einer rätselvollen Vergangenheit. Ab und an ist in bestimmte Feldsteinguader ein Schachbrettmuster gemeißelt, was sich immer noch ebenso wenig eindeutig erklären lässt wie die Rillen und Näpfchen an alten Ziegelmauern.

Sinn und Schönheit so eines Kirchenbaus erschließen sich jedoch erst vollends im Innenraum, wo sich Generationen von Dorfbewohnern zum Gottesdienst versammelten, getauft wie getraut wurden - und natürlich in diesem »sozialen Sammelpunkt des Ortes« Spuren hinterließen. Allzu selten findet man so ein Kirchlein jedoch außerhalb der gottesdienstlichen Feiern geöffnet; falls das Dorf nur Filial ist, kein Pfarrer im Orte lebt, ist es dann nicht einfach. den Kirchenschlüsselbewahrer aufzuspüren und zu überreden, dass er Einlass gewährt. Wer's dennoch geschafft hat, der achte bei mittelalterlichen Bauten schon beim Eintritt auf die inneren Türgewände; vielleicht ist dort noch der Mauerkanal für den Wehrbalken sichtbar, mit dem zu jenen Zeiten die Pforten verrammelt wurden, wenn in Krieg oder Fehde die Bauern nebst Vieh und Hausrat in ihrer »Fluchtkirche« siche-

ren Unterschlupf fanden. Andere Öffnungen an den Wänden deuten auf die ursprüngliche liturgische Nutzung. Eine Nische auf der linken, der nördlichen Seite des Altarraumes barg das heilige Sakrament, und am Triumphbogen, der den Chorraum für den Priester vom Schiff mit der stehenden oder knienden Gemeinde trennte, entdeckt ein aufmerksames Auge manchmal noch die zu-





»Feierabendstein« des 18. oder frühen 19. Jh., Ziegelformer pflegten den letzten Rohling der Tagesschicht zu verzieren

gemauerten Balkenlöcher des Triumphkreuzes, das dereinst hier hing. Von Chorschranken aus katholischer Zeit haben sich allerdings nirgends Spuren erhalten.

Im Gegensatz zu Stadtkirchen oder gar Kathedralen lohnt in den dörflichen Gotteshäusern der Mark der Blick nach oben nur selten; obligat sind einfache flache Holzdecken, gotische Gewölbe stellen ebensolche Ausnahmen dar wie barocke Deckenmalereien. Man schaut also unwillkürlich sofort zum Altar, dem Zentrum des gottesdienstlichen Geschehens. Manchmal erinnert ein Schrein mit gotischen Schnitzfiguren der Madonna und der Heiligen noch an die vorreformatorische Zeit, während vielfigurige, ornamentreiche Renaissanceretabel oder säulengerahmte Altarbilder des Barocks im Sinne Luthers allein Jesus Christus in den Mittelpunkt stellen. Am deutlichsten jedoch gewinnt die protestantische »Kirche des Wortes« Gestalt im Kanzelaltar. Der Ort der Predigt und Wortverkündigung erhebt sich über den Tisch des Herrn. Auch wenn die Kanzel separiert vom Altar an einer Seitenwand steht, ist sie oft reich

verziert: Figuren oder Bilder





Feierabendstein

der Evangelisten schmücken den Korb, unter den Schalldeckel ist häufig die Taube des Heiligen Geistes gemalt. Mitunter ist der Kanzelträger figürlich ausgebildet, dann meist als Moses, der Überbringer der alttestamentarischen Gebote, auf welchen die Evangelien fußen.

Zur liturgischen Ausstattung der Kirche gehört noch die Taufe. Ob mittelalterlicher Stein oder barockes Schnitzwerk - neben der runden Form überwiegt die achteckige Kuppa, denn die Zahl Acht symbolisiert Auferstehung und ewiges Leben. Platzmangel führte in

der Zeit nach dem 30-jährigen Krieg vielerorts auch dazu, schwebende Engel als Taufschalenhalter aufzuhängen, die man je nach Bedarf herunterlassen und hochziehen konnte.

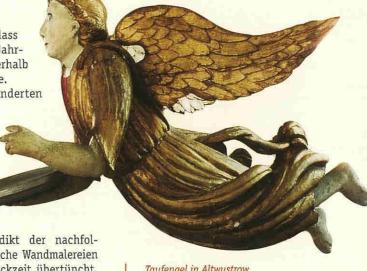
Während der langen evangelischen Predigten mussten die Gottesdienstbesucher nun auch sitzen und in jener ehemals streng eingehaltenen Sitzordnung wird noch heute die soziale Gliederung der Dorfgemeinde sichtbar. Die Herrschaft besaß eigene Emporen oder Gestühle mit Wappenschmuck und oft sogar mit verschließbaren Fenstern. Der Pastorenstuhl neben dem Kanzelaufgang und Sitze für die Kirchenältesten sind nahe an den Altar gerückt; durch den Mittelgang geteilt in Männer- und Frauenseite, füllen die Bänke für die bäuerlichen Hofbesitzer das Schiff, während die Emporen hufeisenförmig rings um den Raum Knechte, Mägde oder Jungbauern aufnahmen.

Epitaphien der adligen Gutsherren an den Wänden sollten ebenso den Nachruhm sichern wie die Grabsteine, die daran erinnern, dass man bis ins 18. Jahrhundert noch innerhalb der Kirche bestattete.

In den Jahrhunderten wandelte sich das religiöse wie das ästhetische Empfinden. Was vorangegangenen Generationen

gefiel,

unterlag dem Verdikt der nachfolgenden. Mittelalterliche Wandmalereien wurden in der Barockzeit übertüncht, schwebende Taufengel wanderten im 19. Jahrhundert auf den Dachboden, auch Kanzelaltäre waren seit jener Zeit und bis in die jüngste Vergangenheit stark »abbruchgefährdet«. Von historistischem Inventar blieben allzu oft höchstens die Glasfenster übrig. Beinahe völlig verschwunden sind die einfachen, nicht durch einen Kunstwert geschütz-



Taufengel in Altwustrow

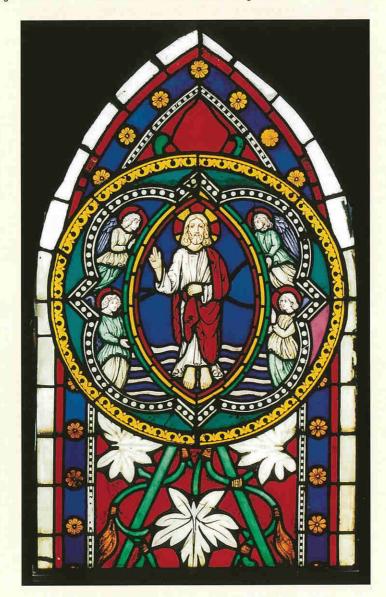
ten Erinnerungsstücke, wie die Totenbretter mit den Kronen für jung Verstorbene, die vor 150 Jahren reichlich die Wände zierten.

Der auswärtige Kirchenbesucher mag umherwandern und sich die Einzelstücke ausgiebig betrachten, in den Turm zu alten Glocken klettern und

> durch die Schalllöcher den Ausblick übers Dorf genießen, vielleicht auch einen Blick in die hölzerne Konstruktion des Dachstuhles werfen. Aber nach alldem sollte man sich wenigstens für eine kurze Zeit in einer Bank niedersetzen und den Raum auf sich wirken lassen, die Geborgenheit und Ruhe, die er in den Spuren so vieler Jahrhunderte ausstrahlt.

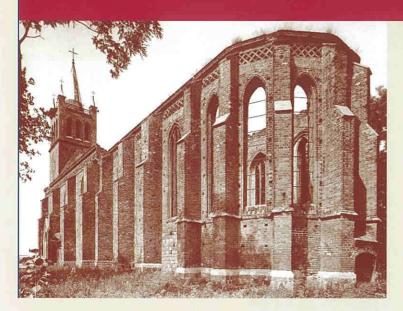
> Bei ganz viel Glück übt zur gleichen Zeit auch der Organist sein Spiel...

> Auch wer keine innere Beziehung zum christlichen Glauben hat hier am »Sammelpunkt« der Dorfgemeinde kann jeder die Geschichte des märkischen Dorfes sinnfällig erleben, sich hinübertreiben lassen in die vergangenen Epochen, die Wurzeln erspüren unseres Landstriches, den ja jahrhundertelang dörfliches Leben prägte.



Glasfenster in der Gotthardkirche Brandenburg, Ausschnitt

Denkmalpflege muss die länger wirkenden Interessen beachten Interview mit dem Landeskonservator und Direktor des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege, Prof. Dr. Detlef Karg



Das Gespräch führten Angus Fowler und Thomas Raschke.

Ruine der Stadtpfarrkirche St. Marien in Müncheberg, 1991 (Foto: D. Möller, BLAD)

Der Förderkreis Alte Kirchen hat sich seit seiner Gründung 1990 für ungenutzte Kirchen eingesetzt. Vor einigen Jahren haben wir eine Ausstellung mit Beispielen für Kirchen-Umnutzungen erarbeitet. Inzwischen sind wir aus vielfältiger Erfahrung vorsichtiger mit Begriffen wie Umnutzung geworden. Oftmals scheint es uns schon wichtig, wenn die Dorfkirche auch im Bewusstsein der Anwohner jene Stelle einnimmt, die sie räumlich tatsächlich innehat: in der Mitte des Dorfes. Trotzdem bleibt die Frage nach der Nutzung ein Problem, bestimmt auch für die Denkmalpflege.

Ja, aber ausgehen müssen wir vom Denkmalwert. Nehmen Sie als Beispiel die Ruine des Zisterzienserinnenklosters in Boitzenburg, eine Ruine, Reste eines Gebäudes, ohne Nutzung und Funktion: Diese Ruine wird angenommen und akzeptiert – und da stellt sich für mich die Frage: Warum ist das so? -Sicher, sie ist landschaftlich schön, idyllisch gelegen, die Mühle befindet sich gleich in der Nähe, gewiss spielt ein romantisches Ruinen-Bild eine Rolle, Klöster haben gemeinhin etwas Geheimnisvolles, sie regen zu mystifizierenden Vorstellungen an. Und das Gemäuer ist unerhört alt. Der architektur- und kunstgeschichtliche Wert der Ruine wird dabei sicher am wenigsten betrachtet. Muss er vielleicht auch nicht. - Aber niemand denkt daran, in diese Ruine eine Nutzung zu bringen.

Nun sind Ruinen seit dem Beginn ihrer Wertschätzung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sozusagen klassische Denkmale. Aber nicht anders ist es doch bei einer mittelalterlichen Stadtkirche: das Langhaus aus dem 13. Jahrhundert, der Chor hochgotisch aus dem 14. Jahrhundert, der Turm in mehreren Bauetappen bis ins 18. Jahrhundert hin entstanden; ein Werk, über Jahrhunderte gebaut und über Jahrhunderte bewahrt. Ein solches Bauwerk bildet doch für jeden, der unserem Gemeinwesen heute angehört, ob nun Christ oder Nicht-Christ, den sinnfälligsten Ausdruck dieser Kommunität, unabhängig von der Funktion. Architektur, ich bitte das jetzt nicht falsch zu verstehen, erschließt sich uns nicht allein aus Funktion oder Funktionalität. Sie war und ist immer ein ungemein komplexer Ausdruck ihrer Gesellschaft und eines pluralen Wechselspiels der verschiedenen Kräfte in ihr.

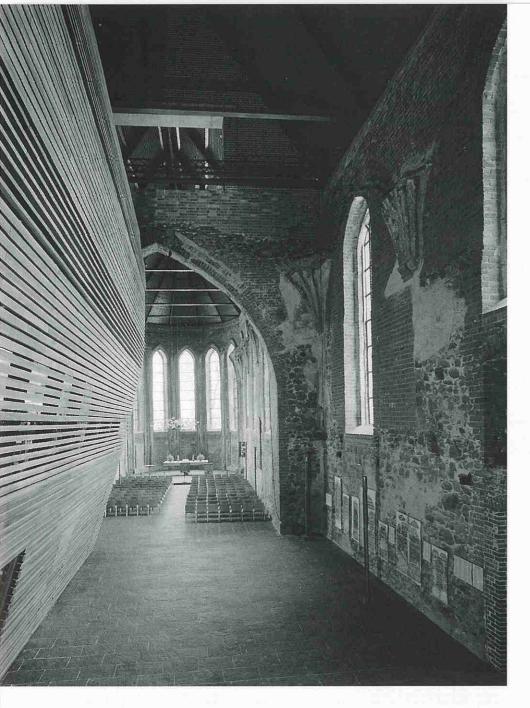
Hinzu kommt ein anderer Aspekt: Funktion oder Nutzung erschöpft sich nicht in der Wirtschaftlichkeit. Kritiker des modernen – besser vielleicht: des aktuellen Städtebaus – stellen an ihm einen Mangel fest, es fehle ihm an meditativen Räumen. Für Vergnügen und Entspannung wird gesorgt, mit Cafés und allem – es ist ja erstaunlich, wie häufig etwa am Potsdamer Platz, aber auch in den Einkaufscentern auf der grünen Wiese mindestens in den Bezeichnungen Plaza, Arkaden usw. an die

europäische Stadtgestalt anzuknüpfen versucht wird. Aber wirklich kommerzfreie Räume gibt es nicht. Räume, die dem Besucher Stille anbieten, die ihn umfangen und bergen und zu denen sich der Einzelne in Beziehung setzen kann. Hier besteht eine Chance für und eine Herausforderung an die Kirchen.

Funktion und Nutzen kann auch sein, dass etwas als Objekt kontemplativer Betrachtung dient. Dorfkirchen bilden fast immer Landmarken. Sie bezeichnen die Mitte ihres Gemeinwesens. Allein ihr Dasein bezeugt einen kulturellen Anspruch, ein Verständnis von Gemeinschaft – von der religiösen Bedeutung will ich gar nicht sprechen – der bis ins kleinste Dorf reichte; es ist für eine Gesellschaft mit kulturellem Anspruch nicht vorstellbar, darauf zu verzichten.

Mit dem Wiederauf- und Ausbau der Stadtkirche St. Marien in Müncheberg Anfang der Neunzigerjahre besitzen wir ein interessantes Beispiel für die Umgestaltung eines Kirchenbaus. Das kriegszerstörte Innere wurde mit modernen Elementen wiederhergestellt, es gibt den gern mit einem Schiffsbug verglichenen Einbau für Bibliothek und Gemeinderäume. Sie haben sich dabei stark engagiert ...

Natürlich haben wir uns engagiert, schließlich ist St. Marien ein bedeutendes Denkmal. In Müncheberg gab es einen langen und spannenden Prozess,



Innenraum der Pfarrkirche St. Marien nach dem Wiederaufbau, 1998 (Foto: D. Möller, BLAD)

Zweiten Weltkrieg zerstört und dieser Krieg ist nun einmal ein wichtiger Teil unserer Geschichte.

Nun können Sie aber davon nicht verallgemeinern: Es gibt ebenso Denkmale, bei denen es erforderlich sein kann, etwa eine Wölbung wiederherzustellen. Die Entscheidung darüber kann nur für jeden Einzelfall getroffen werden.

Aber Sie fragen ja nach der Nutzung des Gebäudes und da möchte ich für den Fall Müncheberg doch eine Vermutung äußern, die mir erwähnenswert scheint. Die Gemeinderäume und die Bibliothek, welche in der Kirche Aufnahme gefunden haben, wurden ja anderswo aus der Stadt abgezogen. So, wie man mit ihnen »Leben« in die Kirche holen will, hat man die Stadt dieser kulturellen Kristallisationspunkte beraubt. Ich zweifele, ob das bedacht wurde.

Für Sie hätte die Müncheberger Stadtkirche als Ruine stehen bleiben können?

Die Vorstellung, dass ein solches Gebäude als gesicherte Ruine stehen und wirken könne, ist in unserer Gesellschaft leider nicht – noch nicht – durchsetzbar. Beim Forum Romanum ist das anders. Entschuldigen Sie bitte den Vergleich.

Damit nehmen Sie eine recht radikale Position ein und wahrscheinlich kennen Sie den Vorwurf, in Brandenburg werde »Ruinendenkmalpflege« betrieben

Wir nehmen eine entschiedene Position ein, entschieden im Sinne der Denkmalpflege – so wie das unsere Aufgabe ist. Und der Vorwurf stimmt nicht. Ich kann aber mit Kontroversen leben.

Bereits heute wird bedauert, dass von der Berliner Mauer kaum noch etwas vorhanden ist, was anschaulich zu machen vermag, was diese Mauer einmal bedeutete. Wir haben am Grenzübergang Drewitz drei Monumente unter Schutz gestellt: das Denkmal mit der Schneefräse, das Hoheitszeichen, ohne Hammer und Sichel, und einen Wachtturm. Fragen Sie nicht, was ich mir 1992/93 dafür alles anhören musste. Die Straßenbauarbeiten dort haben den Zusammenhang dieser drei Denkmale nahezu unkenntlich gemacht. Alles sollte weg und heute schon wird

und was dort heute zu besichtigen ist, stand nicht an dessen Anfang. Anfangs bestand die Absicht, in drei Etagen Zwischendecken aus Beton in das Kirchenschiff einzuziehen. Dann gab es einen Wettbewerb, in der Folge einen zweiten Wettbewerb, es gab lange Diskussionen. Ich habe mit den Kirchenältesten gesprochen und ebenso mit dem Architekten. Es war u.a. auch geplant, die Wände mit einem vereinheitlichenden Schlämmputz zu versehen, sie zu überdecken, an Stelle des offenen Dachraums sollte eine Deckenkonstruktion eingebracht werden (auch das Maßwerk an einem Fenster sollte geopfert werden). - Ich denke, wenn ein gewisser Alterungsprozess über das Gebäude gegangen ist, also das Baumaterial seine natürlichen Alterungsspuren annimmt, Patina ansetzt, wird dieser Raum wirken. Nicht direkt vergleichbar, aber ähnlich in seiner Haltung ist übrigens der Ausbau von St. Marien in Frankfurt/Oder, wo man darauf verzichtete, die Gewölbe wiederherzustellen (was anfangs ernsthaft erörtert wurde), sondern wo durch eine moderne und exzellente Tragwerkskonstruktion die ursprüngliche Wölbung angedeutet, aber nicht blank wiederholt wird. Nun steht dieser Bau mit all seinen Verletzungen und den Spuren seiner Geschichte, wie ich meine, sehr eindrucksvoll.

Beide Kirchenräume sind Beispiele dafür, wie solche Räume mit modernen Materialien und Mitteln unserer Zeit wieder aufgebaut werden können. Die Denkmalpflege hat darauf zu achten, dass die historische Bausubstanz dabei physisch erhalten bleibt und mit ihrer ganzen Geschichte weiter zu uns sprechen kann. Beide Kirchen wurden im

das Verschwinden beklagt und dann vielleicht auch noch der Denkmalpflege zum Vorwurf gemacht.

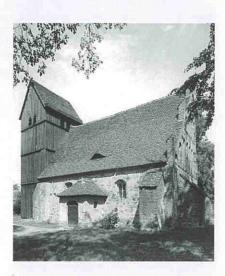
Man möchte seinen Kindern zeigen, was Teilung und Grenze bedeuteten.

Natürlich. Und anschaulich und überzeugend lässt sich das eben nur an den Denkmalen tun. Nicht anders wäre es gewesen, wenn wir den Abriss der Leopoldsburger Kirche in Milow im vergangenen Jahr zugelassen hätten. In drei Jahren spätestens wäre der Vorwurf an uns gekommen: Wie konntet ihr das zulassen?

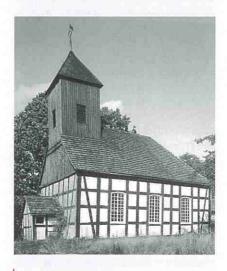
Der qualitätvolle Bau aus dem 18. Jahrhundert sollte einem Kaufmarkt weichen. Die Diskussion spitzte sich auf eine Frage zu: Kann der Kaufmarkt um neunzig Grad gedreht werden, damit das Denkmal erhalten bliebe. Unmöglich - hieß es. Ich habe dann auf einem Gespräch mit dem künftigen Nutzer bestanden. Herr Minister Reiche hat sich dann der Sache angenommen und das Gespräch geführt. Verdienstvoll, denn es hat sich herausgestellt: Es wurde möglich. Die Leopoldsburger Kirche wird jetzt als Sparkassenfiliale genutzt, was weder unsere Idee noch Intention war. Es war die Nutzung, die den Eigentümer und Investor davon abhielt, den Abriss weiter zu verfolgen. Er pochte auf die wirtschaftliche Zumutbarkeit. Wir haben bei dem Ausbau allerdings auf den Umgang mit der Denkmalsubstanz geachtet, darauf, dass die Veränderungen »reversibel« sind. Unsere »Radikalität«, wenn Sie so wollen, hat an diesem Beispiel allein darin bestanden, das Denkmal in dem Planungsvorgang nachdrücklich zu vertreten. Das ist unsere Aufgabe.

Die staatliche Denkmalpflege besitzt in Deutschland eine nahezu zweihundertjährige Tradition und das Land Brandenburg hat, wie alle Bundesländer, Denkmalschutz als eine gesetzliche Aufgabe formuliert, sie ist auch in der Verfassung des Landes festgeschrieben. Der Staat nimmt hier eine übergeordnete kulturelle Verpflichtung wahr. Die Gebäude sind als Ausdruck ihrer jeweiligen Gesellschaft errichtet, mit dem Anspruch, dies ȟber die Jahrhunderte zu tragen« und zu vermitteln. Dagegen stehen oftmals aktuelle, zeitliche, sektorale, separate Interessen, die von bestimmten Gebrauchswerterwägungen bestimmt sind oder auch nur einem Zeitgeschmack entsprechen wollen. Diese Interessen wandeln sich unheimlich schnell, oft innerhalb weniger Jahre. Die Entscheidung über ein jahrhundertealtes Bauwerk kann aber nicht von momentanen Überlegungen, von der Ausstattung eines Jahreshaushaltsplanes, ob da nun gerade noch Geld vorhanden ist oder nicht, abhängig gemacht werden. Hier die länger wirkenden Interessen zu beachten ist Aufgabe der Denkmalpflege und des Staates. Er kann es aber natürlich nicht allein. Der gesetzliche Auftrag richtet sich an die jeweiligen Eigentümer und an die gesamte Gesellschaft.

Beim Letztgenannten besteht eine gewaltige Bildungsaufgabe. Bedeutung und Wert eines Denkmals erkennen zu können erfordert eine entsprechende Bildung. Was Sie mit der »Ruinendenkmalpflege« ansprachen, meint ja häufig nur das Missverständnis zwischen denkmalpflegerisch notwendiger Erhaltung von Originalsubstanz und dem vielleicht gut gemeinten Bemühen, etwas Altes neu erstehen zu lassen. Zu beachten haben wir aber den Unterschied zwischen Original und Kopie.



Dorfkirche Rossow, Ostprignitz-Ruppin (Foto: D. Möller, BLAD)



Dorfkirche Klein Muckrow, Oder-Spree (Foto: D. Möller, BLAD)

Gehen Sie in eine Bildhauerwerkstatt und verfolgen Sie, wie der Bildhauer eine Skulptur kopiert. Trotz Punkt-übertragung, der Unterschied zwischen Original und Kopie wird sofort klar – weil der Vergleich vorhanden ist. Fehlt der Vergleich, das Wissen um das Original, dann steigt die Gefahr von Fehleinschätzungen und auch die von Wertverlusten.

Und die Verantwortung des Eigentümers, in unserem Fall der Kirchgemeinden?

Sie ist groß und unersetzbar. Womit ich nicht nur die denkmalpflegerische Verpflichtung meine, die jeder Eigentümer oder Nutzer eines Denkmals hat. Es gibt viele Fragen zur Nutzung der Gebäude, zur Bedeutung und zum Wert, den, ganz anschaulich, ein Kirchengebäude in der Mitte seines zugehörigen Gemeinwesens einnimmt, die uns nur die Kirche beantworten kann. Nicht der Staat und nicht die Denkmalpflege.

Tendenzen in der Kirche, die meinen, man könne sich auf das zurückziehen, was man bequem bewirtschaften könne, um das andere solle sich dann der Staat kümmern, werden der kulturgeschichtlichen Verantwortung der Kirche nicht gerecht.

Aber auch die Landeskirche kann jede Mark nur einmal ausgeben.

Natürlich, aber man kann entscheiden, wofür. Dass das Geld knapp ist, weiss ich auch. Man kann entscheiden, ich polarisiere das jetzt, hier ist unser Erbe in seiner Gesamtheit, das wollen wir erhalten, auch wenn dabei nicht alles sofort nach unseren Bedürfnissen gestaltet werden kann. Oder man entscheidet sich für den aufwändigen Ausbau einiger Gebäude und gibt womöglich andere auf.

Wir stehen doch immer wieder vor Problemen, bei denen wir uns eigentlich sagen müssen: Das schaffen wir nicht. In Wolfshagen, dieser fantastischen Dorfanlage in der Uckermark, ist die Kirche kommunales Eigentum. Als ich vor einigen Jahren dort war, den Zustand der Kirche sah, habe ich (ohne es laut zu sagen) bezweifelt, das sie zu halten wäre. In diesem Jahr werden die Arbeiten dort abgeschlossen – und möglich gemacht hat dies eine Koalition aus Land, Landkreis, Kommune und vielen anderen.

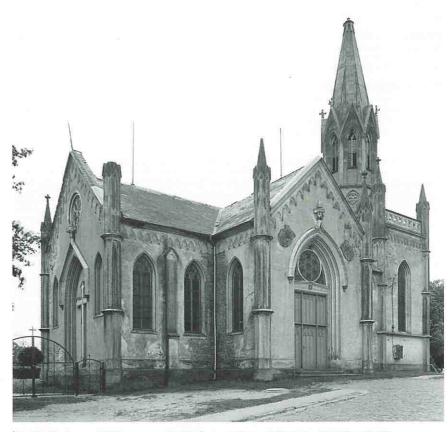
Das Land Brandenburg hat zwei spezifisch denkmalpflegerische Förderprogramme des Bundes zu berücksichtigen. Die Mittel aus dem »Dach und Fach«-Programm der Bundesregierung, welches wir kofinanzieren, fließen zu über achtzig Prozent in die Sicherung von Kirchen. Das waren in den vergangen Jahren jeweils über fünfzig Kirchen. Im Programm »National bedeutende Denkmale« sind Kirchen zu etwa einem Drittel vertreten. Hinzu kommen Fördermittel aus anderen Ministerien, die ebenfalls in die Kircheninstandsetzung geflossen sind und fließen. Das war und ist notwendig und richtig angesichts der baulichen Situation vieler Kirchen und ihrer Bedeutung. Aber ich wehre mich gegen den Vorwurf, das Land täte zu wenig für die Kirchen. Im Vergleich mit den anderen Denkmalgattungen sind die Kirchen gut bedacht. Natürlich würden wir gerne mehr tun, aber die Grenzen sind hier durch die finanzielle Kraft des Landes gesetzt.

Wir haben große Probleme bei den Gartendenkmalen, den Parks und Gutsanlagen. Da rutscht uns derzeit viel weg. Das hat damit zu tun, dass Gartendenkmale in anderer Weise als Gebäude einer kontinuierlichen Pflege bedürfen. Wir haben nur geringe Möglichkeiten, gezielt denkmalpflegerische Maßnahmen an privaten Wohn- und Wirtschaftsgebäuden zu fördern. Den Bauernwirtschaften in Brandenburg fehlt der über Jahrzehnte aufgebaute Kapitalstock, den man im Westen bei entsprechenden Anlagen erwarten kann. Wir benötigen hier dringend ein Förderinstrument, welches Investitionen im Sinne der Denkmalpflege zu lenken vermag.

Unmittelbar nach 1990 genoss Denkmalpflege in den neuen Bundesländern hohe Priorität. Hat sie diese Stellung nicht eingebüßt, wo deutlich geworden ist, dass wirtschaftliche Investitionen schwieriger und teurer werden?

Vorsicht, Denkmalpflege hat es auch vor 1990 und in der DDR gegeben. Unter ganz anderen und schwierigeren Verhältnissen, gewiss. Aber ich wehre mich hier gegen eine pauschale Abqualifizierung. Was es gegeben hat, war ein Verfall der Baukultur, und das ist etwas anderes als Denkmalpflege.

Aber zu Ihrer Frage. Eine Untersuchung besagt, dass eine in Denkmalpflege investierte Mark andere, private Investitionen in Höhe von zehn bis fünfzehn Mark nach sich zieht. Die Untersuchung kommt vom Zentralverband des deutschen Handwerks, nicht von der Denkmalpflege. Diese Folgeinvestitionen gehen u.a. in den Tourismusbereich, Denkmale und Kultur allgemein werden zunehmend als Standortfaktor verstanden. In einer solchen Dimension betrachtet, ist Denkmalpflege durchaus ein effektiver und sinn-



Die Kirche von Wolfshagen vor der Wiederherstellung, 1992 (Foto: D. Möller, BLAD)

voller Teil von Wirtschaftsförderung. Natürlich, wie bei jeder Investition vollzieht sich die Amortisation erst später und über Jahre.

Und eine andere interessante Zahl. Das normale Bauhandwerk teilt seine Kosten etwa hälftig in Lohn- und in Materialkosten. Bei denkmalpflegerischen Arbeiten liegt der Lohnkostenanteil bei achtzig Prozent. Wir reparieren anstatt zu erneuern, das spart Material, ist aber handwerklich aufwändiger. Höhere Lohnkosten bedeuten mehr Arbeitsplätze, bedeuten auch, dass die erwirtschafteten Mittel in der Region bleiben.

Dass der Grundsatz »Erhalten statt erneuern« der Forderung nach nachhaltigen Produktionsweisen entspricht, will ich wenigstens erwähnen.

Ich denke dabei auch an unser mittelständisches Baugewerbe, das ja oftmals auf schwachen Füßen steht. Die Probleme, die sich aus dem europäischen Arbeitsmarkt und der Globalisierung ergeben, werden noch wachsen. Wenn das Baugewerbe einen Standortvorteil hat, dann liegt dieser im »Bauen in der historischen Substanz«, wie die Stadtentwicklung das formuliert.

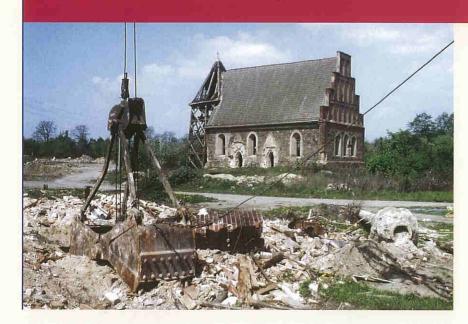
In Wriezen befindet sich das überregionale Ausbildungszentrum des Bauhandwerks. Dort werden Lehrlinge zu »Restauratoren im Handwerk« ausgebildet. Mit dem Begriff bin ich nicht ganz glücklich, aber was dort geschieht, dass eine qualifizierte denkmalpflegerische Ausbildung in den normalen Ausbildungsgang integriert wird, scheint mir für Brandenburg der richtige Weg. Was ich mir noch wünsche, sind die Lehrbaustellen, wo Lehrlinge von erfahrenen Bauhandwerkern beim Mitmachen lernen. Im Handwerk wird vieles nur mündlich überliefert, Kniffe, regionale Besonderheiten, die ein Dach in der Prignitz anders aussehen lassen als im Oderbruch.

Was noch gar nicht Denkmalpflege bedeutet, sondern mehr der von Ihnen angesprochenen »Baukultur« entspräche.

Nicht jedes alte Haus ist ein Denkmal. Es ist wichtig, dass wir uns vor einer Inflation des Denkmalbegriffs schützen. Wir geraten häufig genug in eine solche Versuchung: qualitätvoller Bau, aber eigentlich kein Denkmal; sollten wir ihn nicht doch unter Schutz stellen, um ihn zu retten? Ebenso schaut man uns verwundert an, wenn wir eine beantragte Unterschutzstellung aus ebendenselben Gründen nicht befürworten können. So etwas kommt vor. Denkmale sind ein hohes Gut, mit dem sorgsam umzugehen ist, in jeder Richtung.

Dirk Schumann

Bauhistorische Untersuchungen an Dorfkirchen – Das Beispiel Wolkenberg

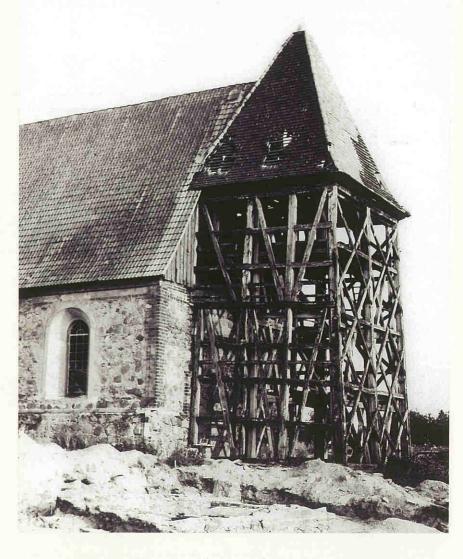


Dirk Schumann ist Kunsthistoriker. An den Untersuchungen in Wolkenberg war er als Bauforscher beteiligt.

Dorfkirche Wolkenberg vor dem Abriss,

Die zahlreichen Dörfer in der teils hügligen, teils flachen Landschaft der Mark Brandenburg haben fast alle ein markantes Zeichen, den weit sichtbaren Turm der Dorfkirche. Kein Wunder, dass er für so manche Straße als Orientierungspunkt wegweisend war. Genauso muss es im Mittelalter gewesen sein, einfach und praktisch. Doch was wissen wir wirklich über das Aussehen dieser Kirchen kurz nach ihrer Erbauungszeit? Heute ganz auf die protestantische Wortverkündigung orientiert, ist das Gebäude selbst weitgehend zur einfachen Hülle für den Gemeindegottesdienst geworden, und man hat den Eindruck, es war schon immer so. Zwar besitzen Altäre und Kanzeln als liturgische Ausstattungsstücke eine aufwändigere Gestaltung, doch einfach gearbeitete Emporen und Gestühle sowie weiß oder grau getünchte Wände zeigen den mittelalterlichen Bau in einer Schlichtheit, die ursprünglich gar nicht beabsichtigt war. Denn bis zur Reformation in der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden Kirchen reich ausgestattet und mit Wandmalereien sowie prächtiger Schnitzplastik versehen. Selbst Dorfkirchen besaßen meist mehr als nur den Hauptaltar. Zahlreiche Heiligendarstellungen bevölkerten den ganzen Kirchenraum und kamen dem indivi-

> Turm der Wolkenberger Kirche im Sommer 1993 (Foto: B. Konopatzky)

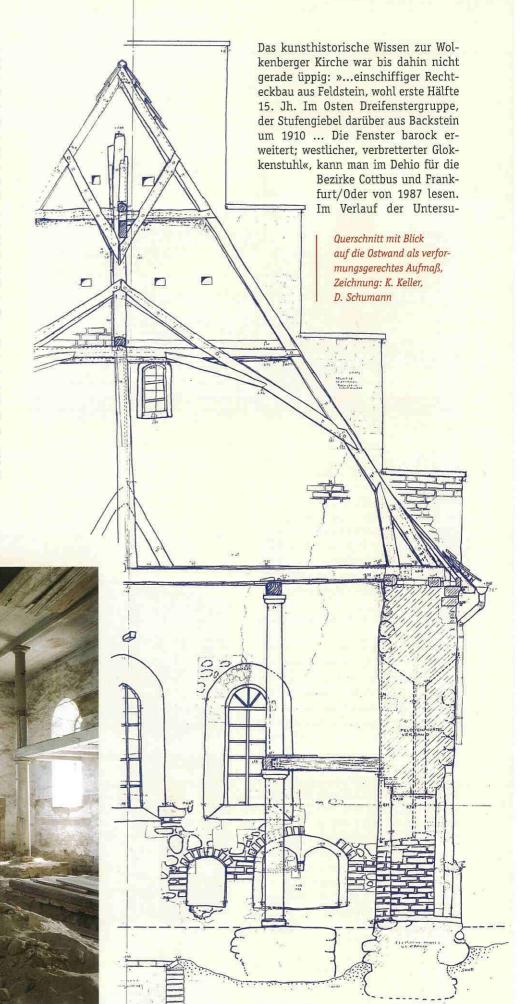


duellen Bedürfnis ihrer Verehrung entgegen, Ausdruck einer Religiosität, die wir heute nur erahnen können.

Doch was erfährt der Besucher zahlreicher Dorfkirchen über deren ursprüngliches Aussehen, über bauliche Vorgänger oder die zahlreichen Umbauten. Die schriftliche Überlieferung ist minimal. Für die älteren Bautätigkeiten fehlen meist jegliche Hinweise und alles, was wir wissen, wissen wir von kunsthistorischen Zuordnungen, die mitunter ungenau sind. Heutzutage gibt es jedoch in der Bauforschung verschiedene Methoden, die zu detaillierten Bauinformationen führen. Ihr Einsatz ist aufwändig und meist nur dann möglich, wenn tief greifende Sanierungen oder gar der Abriss des Denkmals anstehen.

Am Beispiel der Dorfkirche von Wolkenberg (Altkreis Spremberg) konnten jene Untersuchungen den eigentlichen Wert des Bauwerks dokumentieren und ein bisher unbekanntes Bild einer hochwertigen mittelalterlichen Architektur aufzeigen. Doch um den Abriss zu verhindern, war es zu spät, denn bereits 1989 waren Dorf und Kirche der Devastierung durch den Braunkohletagebau freigegeben.

Innenraum der Wolkenberger Kirche während der Grabungen (vgl. den nebenstehenden Querschnitt)



chungen sollte sich nicht nur herausstellen, dass der reich mit Blenden gestaltete Giebel aus der Erbauungszeit der Kirche stammte, sondern die Archäologen stießen darauf, dass der verbretterte Glockenstuhl im Kern ein Holzbauwerk war, das schon vor der Errichtung der steinernen Kirche bestand. Er wurde einfach nur eingemauert und in das neue Bauwerk einbezogen. Doch erst einmal der Reihe nach.

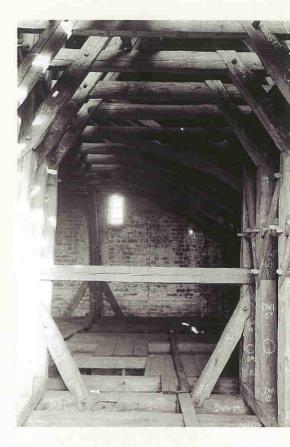
Die Grundlage einer jeden Untersuchung sollten detaillierte Pläne sein, bei Bedarf sogar verformungsgerechte Aufmaße. Aus ihnen lassen sich zahlreiche Zusammenhänge erkennen und vor allem Fragen und Probleme bestimmen, an denen die Untersuchungen schließlich einsetzen können. Denn gerade für die nachträglichen Verformungen von Bauteilen sind oft Ursachen verantwortlich, die auch für die Baugeschichte wichtig sind. Dazu gehören beispielsweise sich verwerfende Dachstühle, auseinander klaffende Konstruktionselemente oder auch sich absenkende Mauern auf älteren Fundamenten, die so zum Indikator vorangegangener Zustände werden können.

Zu völlig neuen Einsichten führen immer wieder die archäologischen Untersuchungen, die mit ihrem Blick unter die Geländeoberfläche Unsichtbares sichtbar machen. Im Fall der Wolkenberger Dorfkirche brachte die gemeinsame Grabung des Spremberger Heidemuseums und der Cottbusser Außenstelle des Brandenburgischen Landesmuseums für Ur- und Frühgeschichte durch Markus Agthe und Manfred Ihle Hinweise auf gleich zwei Vorgängerbauten zu Tage. Zum einen konnten die Schwellbalkenfundamente einer kleineren Holzkirche (15,5 x 7,5 m) freigelegt werden. Da deren Zugänge genau an derselben Stelle wie die Portale der steinernen Kirche lagen, muss man davon ausgehen, dass das Feldsteinmauerwerk der steinernen Kirche um die ältere Holzkirche herumgesetzt wurde, während diese noch in Nutzung war. Ein noch älterer Kirchenraum von etwa 11 x 5 m ließ sich nur noch anhand der Verteilung der Bestattungen nachweisen. Trotz zahlreicher Funde waren die beiden älteren Bauten bisher nur ungefähr in das 13. und 14. Jahrhundert zu datieren. Doch wenn man bedenkt, dass eine Erwähnung der Wolkenberger Kirche erst im Meißner Bistumsmatrikel (einer Auflistung aller Einkünfte des Bistums) von 1495 zu finden ist, zudem als Tochtergründung der Kirche in Stradow, haben die archäologischen

Befunde gezeigt, dass diese Gründung schon weit früher erfolgt sein muss.

Genauere Baudaten sind zu gewinnen, wenn sich noch Reste von Holz erhalten haben. Wenn dieses Holz dann auch noch zufällig den letzten Jahresring, die so genannte Waldkante, besitzt, dann lässt sich mit Hilfe der Dendrochronologie das genaue Jahr bestimmen, in dem der Baum gefällt wurde. Das ist möglich, da bei den Klimaschwankungen die Jahresringe der Bäume eine ganz bestimmte Stärke erhalten. So entsteht schließlich mit der Zeit eine unverwechselbare Abfolge der einzelnen unterschiedlich starken Jahresringe. Diese Abfolge lässt sich mit Hilfe älterer Hölzer zu weit zurückreichenden statistischen Reihen verdichten. Hier kann schließlich ein Holz je nach seiner Lebenszeit eingepasst werden. Mit Hilfe dieses Verfahrens konnten auch zahlreiche Balken des Turmes und des Daches der Wolkenberger Kirche zum Teil bis auf das Jahr genau datiert werden. Nun zeigte sich auch, warum der Turm in die Westwand der Feldsteinkirche eingemauert worden war. Er stand nämlich schon eine Weile. Mehrere Hölzer (allerdings ohne den letzten Jahresring) wurden in der Zeit um 1420 geschlagen, bevor man etwas später das Steinmauerwerk der neuen Kirche ausführte.

Das Dach dieser neu errichteten Saalkirche wurde erstaunlicherweise in zwei völlig unterschiedlichen und baulich voneinander getrennten Konstruktionen ausgeführt. Das aufwändigere westliche Kehlbalkendach benötigte eine große Menge Holz und musste sogar mit zwei Ständern im Kirchenschiff abgestützt werden. Die dendrochronologisch untersuchten Kiefernhölzer dieses Dachwerkes wurden alle im Jahr 1442 geschlagen und nicht wesentlich später verarbeitet. Bald darauf schlug man das Holz für die östliche Dachkonstruktion, ein offenes Dachwerk, das, mit Brettern ausgeschlagen, eine hohe Holztonne über dem Kirchenraum entstehen ließ. Zahlreiche Nägel und Holzreste wiesen auf diesen ursprünglichen Zustand. Die unterschiedliche Deckenform weist auf eine bewusste Trennung der Kirche in Gemeinderaum und Chor. auch wenn die Architektur selbst keinen Hinweis dafür bot. Der Aufstellungsort des Hauptaltares war nicht für jedermann zugänglich und vom Gemeinderaum durch eine Schranke abgetrennt. Bei der spätbarocken Umgestaltung wurde die Raumtrennung aus katholischer Zeit zurückgenommen und der gesamte Kirchenraum erhielt eine vereinheitlichende Flachdecke.



Blick durch die zwei verschiedenen Dachkonstrktionen auf den Ostgiebel (Foto: B. Konopatzky)

Wie war das nun mit dem Turm? Offensichtlich markiert seine Errichtung die Planung für einen Neubau, doch sollte dieser Neubau gar nicht so lang wie der schließlich ausgeführte Steinbau werden, sonst wären nicht große Teile der hölzernen Turmkonstruktion regelrecht im Mauerwerk verschwunden. Auch hier halfen bauhistorische Untersuchungen weiter. Schon im 15. Jahrhundert erhielt die äußere Konstruktion des Turmes einen einfachen Innenausbau mit einer Mittelstütze. Doch waren diese entgegen den Eichenhölzern der Turmwandung aus Nadelholz. Wie der größte Teil der Kiefernbalken des Daches wurden auch diese Ständer erst 1442 geschlagen. Nun beginnen, wie so oft in der Bauforschung, erst die Fragen, denn die Befunde lassen sich nicht so einfach logisch miteinander verknüpfen. Alle Indizien sprechen dafür, dass der Turm in der Zeit um 1420, als man die ersten Hölzer verbaute, noch gar nicht fertig war. Heute ist eine solche Tatsache für uns unverständlich, aber in dieser Zeit war schon die bildliche Qualität eines solchen Bauwerks von großer Bedeutung, auch wenn es vielleicht noch gar nicht als Glockenturm benutzt werden konnte. Gibt der Turm in seiner Ausführung noch Rätsel auf, zeigten die

bauhistorischen Untersuchungen, dass der bis 1442 fertiggestellte Feldsteinbau zügig nach einem einheitlichen Plan errichtet wurde. Die Backsteingewände der Portale und Fenster wurden zusammen mit den 30-40 cm starken Feldsteinlagen des Mauerwerks ausgeführt. Das verraten die auf der ganzen Ebene des Bauwerks verlaufenden Trocknungsnähte des Mörtels. Solche lagenweisen Mörtelnähte sind deutliches Kennzeichen mittelalterlicher Bautätigkeit, denn man ließ dem nur langsam aushärtenden mittelalterlichen Mörtel immer wieder Zeit zum Trocknen: nicht zuletzt ein wichtiger

Grund dafür, dass das mittelalterliche Baugeschehen längere Zeit in Anspruch nahm. Da alle Umfassungsmauern einer Bauphase entstammten, blieb nur die Frage, ob das Mauerwerk nicht älter sein könnte als der Dachstuhl. Hier kam ein weiteres naturwissenschaftliches Verfahren zur Anwendung: die Thermolumineszensdatierung für die Altersbestimmung von Backsteinen. Diese aufwändige Methode aus der Atomphysik basiert auf der Speicherfähigeit von Quarzkristallen gegenüber bestimmter radioaktiver Strahlung. Bei jedem Brand über 500 °C wird dieser Speicher gelöscht und beginnt von neuem zu »zählen«. Mittels einer komplizierten Laboranordnung kann die gespeicherte Energie freigesetzt und gemessen werden. Allerdings muss man wissen, dass man dabei nur über relative Ergebnisse verfügt, die bestenfalls auf +/- 20 Jahre genau sind und die von zahlreichen Faktoren abhängen. Für eine Probe aus der untersten Lage

eines Backsteinportals der Wolkenberger Kirche ergab sich eine Datierung um 1425. So ist es wahrscheinlich, dass die Probe erstaunlich genau den Zeitpunkt der ersten Bauarbeiten kurz nach 1430 markiert. Nachdem spätestens bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts der ganze Dachstuhl vollendet worden war, fehlte nur noch der große, vollständig in Backstein gemauerte Ostgiebel. Er wurde etwas später ausgeführt und gegen das schon vorhandene Dach gesetzt. Eine für das Mittelalter übliche Vorgehensweise, mit der um 1450/ 1460 das Kirchengebäude vollendet war. Jetzt konnte man Stück für Stück an die Ausstattung gehen, ein Vorgang, den man eher als Prozess bezeichnen muss, da er je nach Stiftung erfolgte, ohne einen geplanten Abschluss zu erreichen. So wurde laut Thermolumineszensdatierung um 1522

eine weitere verschließbare Wandnische in die Ostwand hineingemauert, da sich jetzt die Menge liturgischer Geräte oder Reliquien vergrößert hatte oder sogar ein weiterer Altar dazugekommen war und die vorhandene Sakramentsnische nicht mehr ausreichte.

Auch die Ausmalung des Kirchenraumes zog sich bis in das 16. Jahrhundert hinein. Restauratorische Untersuchungen – und hier kommen wir zu einer weiteren wichtigen Arbeit – legten zahlreiche Malereien frei, die im Laufe der Zeit unter mehreren weißen



Reste der spätmittelalterlichen Wandmalerei

Tünchen verschwunden waren. Es zeigte sich, dass nach und nach der gesamte Kirchenraum ausgemalt worden war. Eines fiel dabei besonders auf: Es gab ursprünglich nicht nur eine Trennung zwischen der flachen Decke des Westteils und der hölzernen Tonne des Chores, sondern auch die Malereien unterschieden sich. Während der Ostteil der Kirche vor allem über aufwändig ausgeführte Heiligendarstellungen verfügte, erhielt der Westteil des Raumes überwiegend drastische szenische Darstellungen in einer ganz andern Malweise. Erst diese zahlreichen Darstellungen machen deutlich, wo man sich eigentlich befindet, in einem Raum, der vor allem im östlichen Teil verheißungsvoll das Bild eines jenseitigen Zustandes verkörpert und der gleichzeitig durch seine drastischen Darstellungen wie der eines Weltgerichtes mit seinen Höllenstrafen auf didaktische Weise Entscheidungen abverlangt: Entscheidungen für ein tägliches Wohlverhalten. Von dieser Vergangenheit verraten die geläuterten protestantischen Kirchen als Gemeinderäume für den Wortgottesdienst wenig.

Doch was hier als ein geschlossenes Bild einer spätmittelalterlichen Kirche vorgestellt werden kann, ist natürlich erst das Ergebnis einer oft müh-

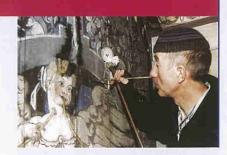
> samen Arbeit, in der Stück für Stück die verschiedenen Bauphasen voneinander getrennt werden. Das gilt auch für die Kirche in Wolkenberg, an der das 18. und 19. Jahrhundert noch einmal tief greifende Veränderungen vornahm. So ergaben die bauhistorischen Untersuchungen, dass die Schwellhölzer des Turmes immer wieder erneuert wurden, bevor man sich um 1735 entschloss, eine stabile Holzkonstruktion in den alten Glockenturm hineinzubauen, die weit größere Glocken tragen konnte als vorher. Auch der Innenraum der Kirche wurde mehrfach verändert. Wer kann sich heute vorstellen, dass der mittelalterliche Fußboden ein holpriges unsicheres Terrain aus großen Feldsteinen mit einem unzureichenden Lehmausgleich war. Um 1792 verlegte man, den Thermolumineszensdatierungen zufolge, große Backstein-Fußbodenplatten. Doch auch dieser Fußboden ging bei späteren Veränderungen wieder verloren.

Die Summe aller Untersuchungen zeigt schließlich erst das ganze Ausmaß einer Baugeschichte, die nur wenige auf den ersten Blick erkennbare Spuren in ihrem Mauerwerk hinterlassen hat. Auch wenn diese Kirche leider nicht mehr existiert, verfügen wir jedoch über eine Vielzahl von Erkenntnissen, die bei der Erforschung anderer Bauten zu Rate gezogen werden können und die nicht zuletzt Rückschlüsse auf kirchengeschichtliche, alltags- und siedlungsgeschichtliche Belange ermöglichen. Unser Wissen ist reicher, unser Denkmalbestand ärmer geworden. Es ging jedoch nicht alles verloren. Zahlreiche Bauteile und Ausstattungsstücke übernahm das Heidemuseum Spremberg. Auch der einzigartige hölzerne Glockenturm blieb erhalten und wurde in das benachbarte Pritzen versetzt.

Thomas Raschke

»Mit großer Ehrfurcht vor der Schönheit des Alten« Atelierbesuch bei den Restauratoren Karin und Klaus Jacob

Am besten sei es, wenn nachher gefragt werde: Was habt ihr denn nur so ewig lange hier gemacht, es hat sich ja gar nichts verändert! – So beschreibt der Restaurator Klaus Jacob das Ziel seiner Arbeit. Der Restaurator habe sich dem Vorhandenen unterzuordnen, es im Bestand zu sichern, da ist es eher falsch, wenn etwas »wie neu« aussieht. Und in dem Satz steckt auch, dass diese Arbeit fast immer langwierig ist und Mühe erfordert. Was – mindestens auf den ersten Blick – am Ergebnis nicht ablesbar sein soll. Aber das ist ja eine Regel aller Handwerks- und Kunstarbeit: Die Mühe darf nicht erkennbar sein.



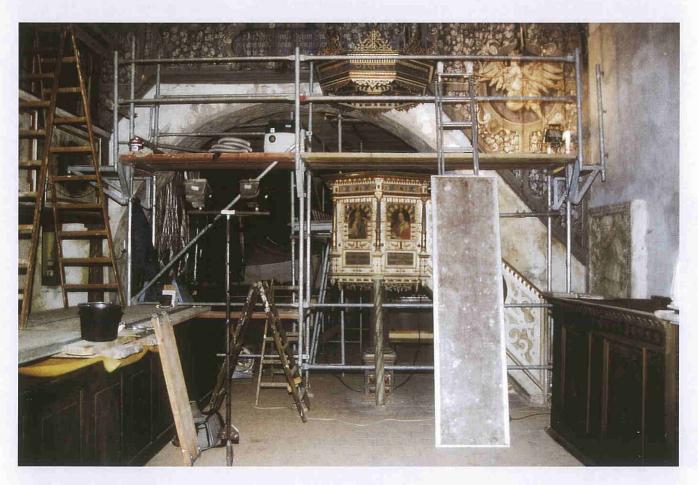
Die Firma Jacob, das sind Karin und Klaus Jacob und ihr Mitarbeiter Elmar Schlenke, restaurieren zur Zeit die Bemalung der Holzdecke im Chor der Dorfkirche von Ketzür. Die Holzbalkendecke aus dem 18. Jh. trägt einen Wolkenhimmel. Die jetzt sichtbare Bemalung aber stammt überwiegend von der letzten Restaurierung 1914/15. Darunter ist eine ältere Malerei, welche die Maler vor 85 Jahren etwas freier als ihre heutigen Kollegen übermalten und nachschufen. Das lebhafte Gewölk entpuppt sich bei genauerer Betrachtung als überraschend einfach gebildet: kräftige Pinselschwün-

ge in Blau, konturiert mit Rot und Schwarz. Die Restauratoren haben die Leimfarbenmalerei vorsichtig gereinigt und durch Aufsprühen von Zellleim gefestigt. In einigen Deckenbereichen hat Feuchtigkeit zu Farbverlusten geführt und hier muss nun die Malerei ergänzt werden. Das geschieht mit den gleichen Stoffen wie 1915: Zellleim als Bindemittel, den Pigmenten Ultramarin, Eisenoxidrot und -schwarz. Der Zellleim, schränkt Klaus Jacob ein, ist heute etwas »hochgezüchtet«.

An der großen Deckenfläche wird natürlich nicht mit Lupe und Pinzette

gearbeitet: Aus dem Schwung der Hand entstehen die Wolkenbögen. Den Betrachter verwundert es zunächst, wie der Maler an mehreren Stellen gleichzeitig arbeitet, ähnlich wie ein Kunstmaler. Aber die Intensität des Farbauftrags ist bei den Wolkenbögen ja nicht einheitlich. Und die noch feuchte Leimfarbe erscheint dunkler, sodass sich das Ergebnis nicht sofort beurteilen lässt. Manchmal hilft der Maler mit einem Föhn der Trocknung nach. Er

Das eingerüstete Innere der Ketzürer Kirche, Blick vom Altar nach Westen



muss seine Ergänzungen in die Umgebung einbinden. Von unten schauend, wird uns gar nicht klar, an welcher Partie nun gerade gearbeitet wird.

Die Dorfkirche von Ketzür ist eine Besonderheit. Ihr älterer westlicher Teil ist eine in Backstein über siebeneckigem Grundriss errichtete Kapelle. Sie wird in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert. Die Verwendung von Backstein als Baumaterial in dieser frühen Zeit und die noch vorhandenen Schmuckformen lassen sofort deutlich werden, dass es sich hier nicht um eine ursprüngliche Dorfkirche handeln kann. Eher ist an eine Verbindung zum nahen Domstift Brandenburg zu denken. Achteckige Kapellen sind bekannt, aber das Siebeneck in Ketzür gibt Rätsel auf. Im 15. Jahrhundert wurde der Backsteinbau um etwa ein Drittel erhöht und erhielt einen Turmanbau. 1599 wurde im Osten ein rechteckiger Fachwerkanbau hinzugefügt, der größer als die alte Kapelle ist. Ein schöner Triumphbogen verbindet beide Raumteile.

Mit dem Anbau wurde die bauliche Umgestaltung zur protestantischen Pfarrkirche vollzogen. Benötigt wurde er auch als Grablege für die Patronatsfamilie von Brösicke. 1611/13 kam das vielfigurige Grabdenkmal in die Kirche. Es ist ein Hauptwerk des Magdeburger Bildhauers Christoph Dehne und damit der norddeutschen Bildhauerkunst dieser Zeit. Zum Reichtum des Raumes und zu seiner malerischen Wirkung tragen weitere Grabdenkmale, Ausstattungsstücke, Gestühle und Emporen bei. Was in vielen Dorf- und Stadtkirchen purifizierenden Umgestaltungen zum Opfer fiel, blieb in Ketzür erhalten: Pfarrer- und Küsterstuhl, Patronatsloge und Knechte-

empore.

Bedeutende Kunstwerke stehen neben bäuerlich-einfachen Stücken, etwa einem Totenschild mit Totenkrone, in ihrem historisch gewachsenen Zusammenhang.

1914/15 fand die letzte große Instandsetzung statt. Das sei, sagt man uns, ein etwas zu langer Zeitraum bis heute gewesen, sodass aus Schäden Folgeschäden entstanden waren. Seit einigen Jahren wird nun an der Kirche gearbeitet. Die Dachdeckung wurde erneuert, wobei die alten Dachsteine Verwendung fanden. Der »Chor«-Anbau bestand teilweise noch aus nicht mehr standsicherem Fachwerk. Wer das Mauerwerk der alten Kapelle genau anschaut, entdeckt ergänzte Steine. Man muss aber (siehe die Aussage oben) genau hinschauen, denn verwendet wurden alte Steine und das neue Mörtelwerk passt sich dem alten an. Die Restaurierung des Brösicke-Epitaphs hat der Steinrestaurator Klaus Krupinski im vergangenen Jahr abgeschlossen. Die Arbeiten wurden von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und vom Land Brandenburg gefördert; trotzdem musste sich die kleine Kirchengemeinde mit fast einer Million Mark ver-

schulden. Das Siebeneck ist zur Zeit mit einer verwirrend wirkenden Rüstung vollgestellt. Die Firma Jacob setzt hier den Deckenanstrich in Stand. Wir steigen empor und sind beeindruckt: Sorgfältig mit Folien verhängt, befindet sich hier im oberen Wandbereich ein gemalter Figurenzyklus mit Christus und den Aposteln. Wir hatten die Malereien bei einem früheren Besuch schon einmal von unten gesehen, aber es ist etwas ganz anderes, den lebensgroßen Darstellungen direkt gegenüberzustehen. Die Darstellungen entstanden um 1580 und sind damit der früheste nachreformatorische Apostelzyklus in Brandenburg. Sie müssen, erklärt Klaus Jacob, schon sehr bald, vielleicht schon mit der Errichtung des Anbaus, übermalt worden sein. 1914 fand man sie und legte sie frei. Dass sie so lange verborgen waren, hat den Farben ihre überwältigende Leuchtkraft bewahrt. Unser Begleiter kennt natürlich die Farbstoffe. Manche der Figuren erinnern in ihrer Statuarik noch an Dürers Apostel, bei anderen bauschen sich maniriert die Gewänder. Wir treten näher an die Bil-



der heran und versu-

chen zu erkennen, was



Aposteldarstellung im oberen Wandbereich des Siebenecks

uns der Restaurator erläutert: etwa wie seine Kollegen 1914/15 Fehlstellen mit dem Zimmermannsbleistift retuschierten, Konturen nachzeichneten oder Schraffuren ansetzten, um Flächen zu tönen.

Der Figurenzyklus habe eine Restaurierung nötig, erklärt er uns. Das sehen wir auch: Vereinzelt löst sich der Putz, häufiger die Farbschicht. - Und wie würden Sie hier nun vorgehen?, fragen wir, aber Klaus Jacob will sich darauf nicht einlassen. Beratungen und Entscheidungen stehen noch aus, und unser Gesprächspartner weiß nicht einmal, ob er sich auf diese Arbeit einlassen soll. Sie seien, erläutert Karin Jacob später, mehr Restauratoren vom alten Schlag. Bei einer derart anspruchsvollen Arbeit erfolge der Methodenstreit fast zwangsläufig. Die Forschung hat in den letzten Jahren eine Anzahl konservatorischer Verfahren und Mittel zur Verfügung gestellt, die die Jacobs aber nur ungern verwenden. Es gäbe zu ihnen keine Langzeiterfahrungen.

Die Vorsicht der beiden Restauratoren ist wohl auch darin begründet, dass sie von ihrer Arbeit nicht weggehen können und mit den Ergebnissen ihres Tuns auch künftig tagtäglich konfrontiert sein werden. Denn sie wohnen seit zwanzig Jahren im benachbarten ehemaligen Pfarrhaus. Die Arbeit des Restaurators prägt wohl aus,

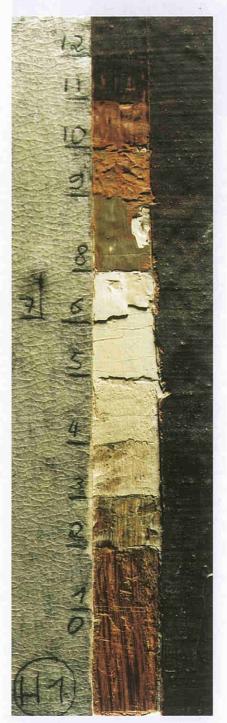
in langen Zeiträumen zu denken. Um am Beispiel der Ketzürer Kirche zu bleiben, ist es eine über achtzig Jahre alte Arbeit, mit der man sich befasst, und die Kollegen damals bauten schließlich auf älteren Farbfassungen auf. Ebenso wird die eigene Leistung in dreißig oder fünfzig Jahren kritisch betrachtet werden.

Nach einer knappen Stunde in der Kirche sind wir durchgefroren und treffen uns mit dem Ehepaar Jacob in ihrem Haus. Uns interessiert ihr beruflicher Werdegang. Bei Karin und Klaus Jacob hat dieser begonnen, als es den Restaurator für Wandmalerei als Berufsbild noch kaum gab. Beide sind gelernte Maler und haben Ende der Sechzigerjahre in Potsdam studiert. Der erworbene Titel eines Ingenieurs für Farb- und Oberflächengestaltung klingt herzlich wenig nach Restaurierung. Ihre Diplomarbeiten aber hatten bereits denkmalpflegerische Themen und später wurden in Potsdam ja auch Wandrestauratoren ausgebildet.

Heute hat sich bei den Jacobs eine Arbeitsteilung herausgebildet. Karin Jacob befasst sich mit Fassungsuntersuchungen und restauratorischen Konzepten, während ihr Mann lieber die praktische Ausführung leistet. Er schwört auf das alte Handwerkerprinzip: Man lernt am besten und meisten durch Mitmachen bei anderen. So ist er über zwanzig Jahre lang recht weit herumgekommen, hat dabei mit erfahrenen Kollegen gearbeitet und entsprechende Erfahrungen gesammelt. Die Namen Fritz Leweke und Erhard Naumann werden genannt. Gerne versteht er sich auch als »Kirchenmaler«, nach deren aus der Mode gekommener Berufsbezeichnung.

Restaurierungsarbeiten werden, wie überall, immer arbeitsteiliger. Der Restaurator untersucht die historischen Raumfassungen. Dazu werden mit dem Skalpell etwa drei Zentimeter breite Suchgräben freigelegt, welche, da ja zumeist mehrere Farbschichten übereinander liegen, jede der historischen Farbschichten in einzelnen Feldern belegen. Seine Erfahrung mit historischen Raumfassungen sagt dem Restaurator, wo überall er suchen muss. »Alles weiß« ist eine Erfindung der Moderne, zuvor wurden Sockel, Paneele, Wände und Decken als einzelne Raumteile farbig anders behandelt und, wo sie zusammentrafen, mit Gliederungselementen voneinander abgesetzt. Ein

Stufenschnitt an einer Tür im Ordonnanzhaus, Brandenburg (Foto: Salge) barockes Treppenhaus etwa kann bei einer solchen Untersuchung mit Dutzenden solcher Suchgräben »gepflastert« werden, bis der Restaurator dann im Atelier die verschiedenen Raumfassungen zu rekonstruieren im Stande ist. Der Laie meint nun oft, es ginge darum, die erste, die »originale« Fassung wiederherzustellen, diese freizulegen und wenn nötig zu ergänzen. Aber kaum ein Denkmal ist über die Jahrhunderte nicht baulich verändert worden und wertvoll können ebenso zweite, dritte und vierte Raumfassungen sein. Die Denkmalpflege orientiert darum heute auf den Erhalt der Substanz. So wie heute übermalte Raum-



fassungen gefunden werden, soll das in hundert Jahren möglich bleiben. Wenn also Eigentümer und Denkmalpfleger sich für eine wiederherzustellende Raum- oder Fassadengestaltung entschieden haben, wird diese möglichst auf die vorhandenen Farbschichten aufgebracht. Wo Freilegungen möglich und sinnvoll werden, muss in jedem Einzelfall entschieden werden. Das Bemühen um Substanzerhalt bringt chemische und bauphysikalische Labore mit ins Spiel, die deren Zusammensetzung und Zustand untersuchen müssen. Das lässt sich weit (manchmal vielleicht zu weit) treiben, der Restaurator wird dabei zunehmend mit Voruntersuchungen und Abstimmungen befasst, die handwerkliche Ausführung kann er dann nur noch anleiten.

Natürlich kostet das. (Manchmal auch nur, weil ein Gerüst vier Wochen stehen muss, bis eine notwendige Beratung zu Stande kommt.) Die Jacobs mit ihrer langen Berufserfahrung erstaunen mitunter selbst über den Preis ihrer Arbeiten. Andererseits gibt es Aufträge, die kaum die Kosten decken. Und sie ärgern sich, wenn die Ausführung schlecht ausfällt, weil der vermeintlich billigste Betrieb beauftragt wurde.

Angeregt verabschieden wir uns von der Famile Jacob und gehen noch einmal in die Kirche. Sie ist zu reich, wir haben nicht alles aufnehmen können und werden es auch jetzt nicht schaffen. Aber das Gespräch und die Beobachtung der Arbeiten haben uns die gewaltige Zeitdimension des Bauwerks deutlicher werden lassen: Inschriften bezeugen mehrere Instandsetzungen, Umbauten und Reparaturen in den vergangenen drei Jahrhunderten. Seit dem 13. hat hier jedes Jahrhundert etwas dazugetan, weggenommen und verändert, immer aber auf dem Vorhandenen aufgebaut. Der Restaurator steht wieder auf dem Gerüst und setzt den Pinsel dort an, wo das vor achtzig Jahren ein Kollege getan hat, dieser wiederum folgte einer älteren Hand.

An der Ostwand hinter dem Altar befindet sich, sehr selbstbewusst groß, eine Bauinschrift, welche die Restaurierung von 1914/15 beschreibt. Sie beginnt mit der Aufforderung: »Bewahre fortan dein Haus« – und folgend heißt es unter anderem:

»Mit großer Achtung vor der Schönheit des Alten wurde alles in Form und Farbe wiederhergestellt, mancher Schmuck auf Putz und Holz wurde unter der Tünche vergangener Zeit aufgedeckt.«

Ernst Badstübner

Frühe Dorfkirchen in der Mark Brandenburg



Etwa 800 mittelalterliche Dorfkirchen, überwiegend aus Feldsteinen errichtet, gibt es im Land Brandenburg. Ihre Geschichte reicht häufig bis ins 13. Jahrhundert zurück, sie sind dann die ältesten Bauwerke des Landes überhaupt. Keine andere deutsche Kulturlandschaft ist so von den wuchtigen Bauten aus eiszeitlichen Geschiebe-Findlingen geprägt wie Brandenburg. Die Feldsteinkirchen bilden ein einzigartiges und unverwechselbares Merkmal des Landes.

Prof. Dr. Ernst Badstübner ist Kunsthistoriker. Er war u. a. Leiter der Abt. Inventarisation im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und bis zu seiner Emeritierung Inhaber des Lehrstuhls für Kunstgeschichte an der Universität Greifswald.

Dorfkirche Marienfelde, Ansicht von Nordosten

Dorfkirchen in der Mark Brandenburg zwischen Elbe und Oder zählen zu den eindrücklichen Zeugnissen früher Landnahme durch deutsche Siedler im seinerzeit - im 12. und 13. Jahrhundert elbslawischen Gebiet. Die Markgrafen aus dem Hause Askanien, vom Nordharz stammend und 1134 mit der »Nordmark« belehnt, womit damals in etwa die heutige Altmark, gleichzeitig aber auch das Land jenseits der Elbe mit gemeint war, nahmen die Zauche, das Havelland, den Teltow und den Barnim, schließlich die Uckermark und später auch das »Land über der Oder« sukzessive in Besitz. Die Elbslawen waren Heiden geblieben, nachdem sie 983 mit einem Aufstand die von den ottonischen Königen Heinrich I. und Otto I. (dem Großen) in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts errichtete christlich-deutsche Herrschaft (mit der Gründung der Bistümer Havelberg und Brandenburg 948) wieder abgeschüttelt hatten. Jetzt wurden die Markgrafen zu Zwecken der Mission und des Landesausbaus von den Klerikern des Ordens der Prämonstratenser, die die neu gegründeten Stifte Leitzkau und Jerichow besetzten und auch die alten zurückgewonnenen Bistumssitze einnahmen, und von den Mönchen des Or-

dens der Zisterzienser begleitet, in deren Klöstern Lehnin und Chorin die Markgrafen ihre Grablegen hatten. Entscheidend aber war der Zuzug von Siedlern aus dem Westen des Reichsgebietes, wozu Markgrafen und Bischöfe aufriefen. Das beständige Heidentum der Elbslawen nahm man dabei wohl zum Vorwand, den Vorstoß in das Land östlich der Elbe als Kreuzzug zu deklarieren, wobei im Aufruf ein Hinweis auf zu gewinnende Reichtümer nicht fehlte. Hier artikulierte sich ein Kolonisationsdrang, der nicht nur den Adel, sondern auch Bauern, Handwerker und Kaufleute auf Grund sozialökonomischer Entwicklungen in Westeuropa erfasst hatte. So kam es im 12. und 13. Jahrhundert zur planmäßigen landeserschließenden Anlage von Dörfern und Städten. Lokatoren waren damit beauftragt. Sie warben die Siedler und leiteten den Aufbau; vielfach überliefern Dörfer, bisweilen auch Städte, den Namen der Lokatoren bis heute (Petershagen, Jakobsdorf, Eberswalde). Interessant ist dabei, dass sich in den Anfängen dörfliche und städtische Siedlungen nicht wesentlich voneinander unterschieden. So scheinen sich auf den ersten Blick auch die Kirchengebäude in Dorf und Stadt aus der

Frühzeit (soweit sie in den Städten noch erhalten sind) zu gleichen, wozu die »Feldsteine«, die aus den Gletschergeschieben stammenden, von den Feldern gelesenen und zu exakten Quadern gehauenen Granitsteine, als charakteristisches Baumaterial besonders beitragen. Bei genauerem Hinsehen lassen sich aber bei Kirchen, die für Siedlungen gebaut wurden, aus denen Städte werden sollten, entsprechende Kennzeichen in Grund- und Aufriss, später auch in Größe und Gestalt feststellen. Dass alle Stadtkirchen am Anfang wie die Dorfkirchen mit Feldsteinen gebaut wurden (es gibt nur wenige Ausnahmen), ist heute oft nur durch Reste, meist an den Türmen, nachzuweisen. Mit der Entwicklung der Siedlung zur Stadt, mit deren Emanzipation vor allem aus der Abhängigkeit vom Landesherrn, verlor sich die Gleichartigkeit von Stadt und Land auch im Kirchenbau: Die romanisch-archaisch anmutenden Gründungsbauten aus Feldsteinen wurden durch repräsentative gotische Backsteinbauten als Stadtkirchen ersetzt.

Anders in den Dörfern, wo sich die romanischen und frühgotischen Erstbauten aus Feldstein in bedeutender Zahl bis heute erhalten haben und Backstein als Baumaterial selten zur Anwendung kam. Nur im Umkreis von Ziegelproduktionsstätten und von Backsteingroßbauten wie den Klosterkirchen in Jerichow bei Rathenow oder in Dobrilugk bei Großräschen finden sich Dorfkirchen aus Backstein, frühgotisch in Buckow im Westhavelland oder romanisch in Lindena bei Luckau. Allerdings muss berücksichtigt werden, dass die ersten Kirchen wohl überall aus Holz gebaut waren. Archäologische Funde, die vor allem beim Abbruch von Kirchen wegen des Braunkohlentagebaus in der Niederlausitz gemacht wurden, haben dies nach anfänglicher Vermutung nun auch substanziell bestätigen können.

In den ältesten Siedlungsgebieten, am Westrand der Zauche und im Fläming, sind vielleicht die meisten Dorfkirchen in der strengen Feldsteinbauweise zu finden, in jener Bauweise aus den bestechend regelmäßig zugeschnittenen und geschichteten Granitquadern, wie sie auch die Kirche des Zisterzienserklosters Zinna bei Jüterbog auszeichnet. Es drängt sich die Vermutung auf, dass es die Mönche waren, die die Technologie des Steinbaus in das Gebiet gebracht haben, in dem es bis dahin, also bis ins 12. Jahrhundert, eine monumentale Architektur aus Stein nicht gab. Als früher Typ einer Dorfkirche – bei dem faszinierend planerischen Vorgehen ist die Feststellung von »Typen« im Kirchbau nicht überraschend - erscheint die von Ost nach West mit Halbkreisapsis, Chorjoch und Saalschiff in Breite und Höhe gestaffelte Anlage. Wenn im Westen noch ein Turm dazugehört, was nicht immer der Fall ist - vielfach sind Türme erst nachträglich hinzugefügt worden -, so hat dieser als »Querriegel« querrecht-



Dorfkirche Pechüle (Potsdam-Mittelmark) von Südosten



Dorfkirche Heckelberg (Märkisch Oderland)

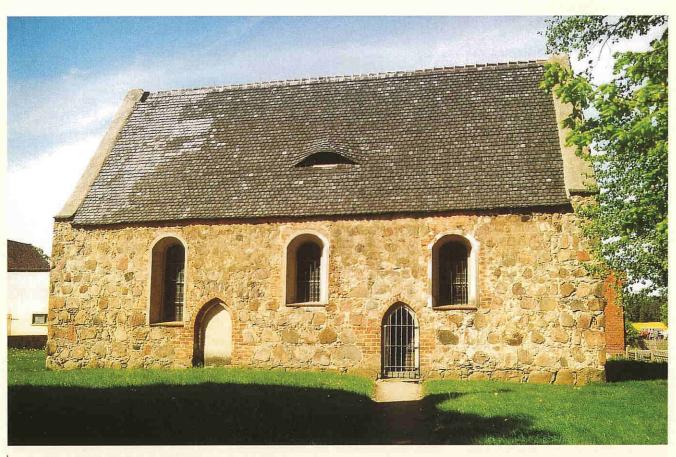
eckigen Grundriss und fluchtet mit den Seitenwänden des Schiffs. Mehrfach kann man Kirchen des geschilderten Typs, aber von auffallender Größe und mit einem Querturm an der Westseite antreffen, der breiter ist als das Schiff, was darauf hinweist, dass ursprünglich mehr als ein Dorf, ein Marktflecken oder eine kleine Stadt geplant gewesen ist, was wahrscheinlich in Heckelberg auf dem Barnim der Fall war. Dass diese Kirchen (mit Ausnahme der Halbkuppel, der Kalotte über der Apsis) keine Gewölbe, sondern nur flache Holzdecken besaßen, versteht sich von selbst. Die größeren sind allerdings oft in spätgotischer Zeit durch die Einstellung von Stützen zweischiffig gemacht und mit Rippengewölben versehen worden. Das ist mehrfach auf dem Barnim geschehen, in Blumberg und in Börnicke. Ein Beispiel im Fläming bildet die Dorfkirche von Pechüle, die allerdings als einzige aus Backstein die Nähe der Backsteinkirchen in Treuenbrietzen scheint ausschlaggebend eine Sonderstellung einnimmt. Die spürbar beabsichtigte Zweckmäßigkeit und der wehrhafte Charakter, den die Feldsteinkirchen bisweilen haben und der die von ihnen ausgehende Beeindruckung ausmacht, wird sich aus der Entstehungssituation heraus erklären.

Mit fortschreitender Entwicklung reduziert sich die differenzierende Staffelung der Bauteile. Zunächst fällt der Verzicht auf die halbkreisförmige Apsis auf. Der »abgesetzte« oder »eingezogene« , also der gegenüber dem Schiff schmalere Chor schließt nun rechteckig. Aus Feldstein errichtete Kirchen diesen Typs treten neben den ältesten Formen häufig und von bemerkenswerter Größe auf dem Barnim

auf, sowohl in der Umgebung von Bernau als auch in der Umgebung von Strausberg, in *Reichenow* und *Ringenwalde*, bisweilen mit einem Anteil von Kalkstein, der aus den nahen Brüchen bei Rüdersdorf stammt. Die Rüdersdorfer Kalkbrüche waren seit dem frühen 13. Jahrhundert im Besitz des Zisterzienserklosters Zinna wie auch weitere Landstriche auf dem Barnim; die dortigen Dörfer sind als die »Klosterdörfer« bekannt und zeichnen sich durch sorgfältig aus Feldsteinquadern errichtete Kirchen unterschiedlichen Typs aus.

Das Grundmuster der gestaffelten Anlage, die als die älteste Ausformung gilt, weil die Gestalt mit halbkreisförmiger Apsis und rundbogigen Öffnungen dem romanischen Stil zu entsprechen scheint, bietet weitere Möglichkeiten zur Abwandlung. Die erste ist die ohne Apsis mit geradem Schluss des Chorquadrums. Seltener ist die Form der Saalkirche mit einer eingezogenen Apsis an der Ostseite. Ein Beispiel dieser Art ist die Dorfkirche von Tempelhof, das heute wie manch anderes Dorf durch die Eingemeindung weiter brandenburgischer Landstriche zu Berlin gehört; zu nennen wären u. a. auf dem Teltow außer Tempelhof Marienfelde und Mariendorf - beide sind vollständige gestaffelte Anlagen mit halbkreisförmiger Apsis und Westturm und gelten als älteste Dorfkirchen ihrer Art in der Mark Brandenburg -, auf dem Barnim Karow (romanisch) sowie Lichtenberg und Blankenfelde (frühgotisch).

Der einfache rechteckige Saal ohne weitere Differenzierung, in welcher Form man eigentlich, weil archetypisch für den christlichen Sakralbau, den äl-



Dorfkirche Liedekahle (Teltow-Fläming), Südseite

testen Typ sehen möchte – statistisch gesehen wird er den verbreitetsten Dorfkirchentyp überhaupt darstellen -, tritt, von kleineren, auch älteren Ausführungen anderenorts abgesehen, in repräsentativer Form überraschenderweise erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts in der Uckermark, in den im Zuge der Landnahme zuletzt erworbenen Gebieten, auf. Die Uckermark, das Land nördlich der Finow und des gleichnamigen Kanals zwischen Havel und Oder, ist in zwei Etappen, zum einen um 1230, zum anderen um 1250, aus pommerschem in askanischen Besitz übergegangen. Die Umgebungen von Angermünde und Prenzlau sind reich an nun als frühgotisch zu bezeichnenden Dorfkirchen. Sie sind in der Mehrzahl noch immer aus Feldsteinen errichtet, verzichten meist auf den abgesetzten Rechteckchor und vereinfachen sich so zu reinen Saalbauten. Beispiele sind die Kirchen von Oderberg-Neuendorf und von Flemsdorf bei Angermünde aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Später können sie ein mehrseitig gebrochenes gotisches Polygon als Abschluss erhalten. Ihre Fenster haben die schlanke, spitzbogige Lanzettform, die bisweilen zu Zweier- oder Dreiergruppen unter einem überfangenden Blendbogen zusammengefasst sind, was allmählich

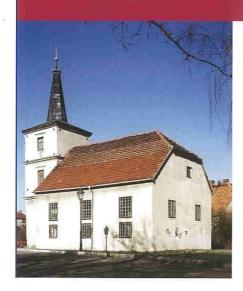
überwiegend mit Backsteinen ausgeführt wird, wie überhaupt an den jüngeren Kirchen vielfach Details wie Portal- und Fensterlaibungen, Blendgliederungen oder Giebel aus Backsteinen bestehen.

Schließlich lässt sich dann beobachten, dass im Laufe des zeitlichen Fortschritts eine Vernachlässigung des sorgfältigen Steinschnitts und damit der exakten Steinsetzung eintritt, ein Verlust jener Bauqualitäten, die zu den Kennzeichen der Frühzeit gehörten. Es kamen auch unbehauene Feldsteine zur Anwendung, meist in einem Mörtelgemisch mit Ziegelsplitt zur Zwickelfüllung, wodurch aber, beabsichtigt oder nicht, eine dekorative Wandoberfläche entstanden ist. Als Typ bleibt der Saal ohne oder mit abgesetztem Rechteckchor vorherrschend; in vollendeter Form schließt ihn auch jetzt ein mit den Seitenwänden des Schiffs fluchtender Querturm an der Westseite ab.

Veränderungen im Dorfkirchenbau sind dann erst wieder in der Neuzeit zu beobachten, als barocke Neubauten die mittelalterlichen ersetzen sollten. Meist geschah das nur dort, wo die Holzund Fachwerkkirchen, schon mehrfach erneuert, aus dem Mittelalter überdauert hatten, oder dort, wo man sich im 19. Jahrhundert wohlhabender darstellen wollte als mit einem schmucklosen Feldsteinbau.

Die altertümliche Erscheinungsform der frühen Dorfkirchen in der Mark Brandenburg darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass ihre Entstehung relativ spät, erst im »Zeitalter der Kathedralen« (Friedrich Möbius) erfolgt ist. Die Datierungen auch der auf Grund ihrer »romanischen« Form vermeintlich ältesten Bauten auf dem Lande werden nicht früher als 1200 angesetzt, was bedeuten würde und was wohl auch zutrifft, dass sie älter sind als die Kirchen in den meist erst nach 1225/30 mit Stadtrechten begabten Siedlungen. Den romanisch-archaischen Charakter behalten die Feldsteinbauten aber auch bei, wenn ihre Portale und Fenster bereits den spitzen Bogen der Gotik vorweisen, wie beispielsweise auch an der Klosterkirche in Zinna. Die genaue Bestimmung der Entstehungszeit muss deshalb vorerst vage bleiben. Es wird aber in Zukunft möglich sein, mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Methoden der Bauforschung zu definitiveren Aussagen zu kommen. Ein gezielter Einsatz würde dazu beitragen, diesen Kreis von Baudenkmalen als bedeutende Quelle der Siedlungs- und Landesgeschichte zu erschließen.

Hilfe für Altwustrow im Oderbruch!



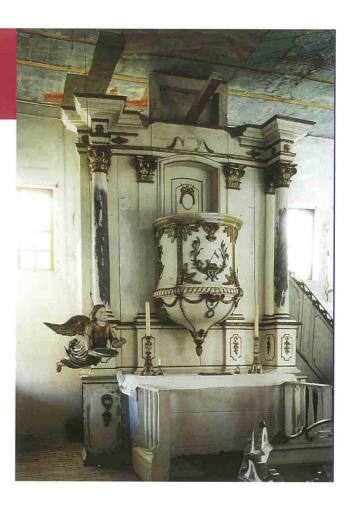
Im Jahre 1450 wurde »Wustrowe«, das heutige Altwustrow, erstmals urkundlich erwähnt. Der Ortsname ist slawisch und bedeutet »Insel«. Der Ort gehörte als eine der wenigen festen Erhebungen des mittleren Oderbruchs zu den acht bereits im Mittelalter gegründeten Dörfern in diesem Gebiet.

Als sich Ende des 18. Jahrhunderts die Altwustrower an den Reparaturarbeiten für die Wriezener Kirche beteiligen sollten, beschlossen sie, stattdessen eine eigene Kirche zu bauen. Die dafür benötigte Baugenehmigung wurde vom zuständigen Amt versagt. Trotzdem errichteten sie 1789 das Gebäude, zunächst ohne Turm, sodass es äußerlich einer Scheune glich. Die Altwustrower Kirche war also ein »Schwarzbau«, den die im Dorf lebenden Bauern aus eigenen Mitteln finanzierten. Eine Erinnerungstafel hinter dem Altar verweist stolz auf die bemerkenswerten Umstände des Kirchenbaus:

Gott zu Ehren hat die Christliche Gemeine nehmlich Allt Wustrow Anno 1789 dieses Gottes Hauß aus ihren eigenen mitteln Neu erbauet.

Die Altwustrower Kirche entstand als Emporensaal in Fachwerkbauweise mit einem Krüppelwalmdach in den Formen des frühen Klassizismus. Sie zählt zu den wenigen Oderbruchkirchen dieser Zeit, deren reizvolle bäuerliche Innenausstatung bis heute nahezu vollständig erhalten geblieben ist. Dazu gehören der reiche Kanzelaltar von 1789, das ebenfalls aus der Bauzeit stammende Kastengestühl mit seinem geschnitzen Abschluss, ein Taufengel und die bemalten Emporen.

An der Holzdecke ist teilweise die ursprüngliche Ausmalung von 1789 zu erkennen. Über ihr liegt eine zweite Fassung von 1890, für welche als Malträger die Decke mit Zeitungspapier kaschiert wurde (die Druckerschwärze ist durchgeschlagen, sodass Sie hier mit guten Augen Zeitung lesen können).



1990–94 fanden restauratorische Untersuchungen und erste Sicherungsmaßnahmen an der Ausstattung statt. Aus Geldmangel mussten die Arbeiten unterbrochen werden. Seitdem standen auch Baugerüste in der Kirche, die erst kurz vor Ostern 1999 entfernt wurden. Seit Pfingsten 1999 finden regelmäßig während der Sommermonate Konzerte statt und die Kirche wird sonnabends und sonntags offen gehalten. Engagierte Einwohner aus Alt- und Neuwustrow geben Besuchern Auskunft über ihr Gotteshaus. Seit Dezember 1999 besteht ein Förderverein »Bauernkirche Altwustrow«.

Um den weiteren Bestand der Kirche zu sichern sowie um die wertvolle Ausstattung nicht zu gefährden, sind u. a. dringend Sanierungsarbeiten an der Fachwerkkonstruktion notwendig. Die verwendeten Nadelhölzer sind durch Feuchtigkeit und Insektenbefall stark gefährdet.

Bitte unterstützen Sie die Arbeit des örtlichen Fördervereins; helfen Sie durch Ihre Spende mit, die »Bauernkirche« von Altwustrow für die Nachwelt zu erhalten.

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg Kto.-Nr. 5199 767 005 BLZ 100 900 00 bei der Berliner Volksbank Kennwort: Altwustrow.

Für Spendenbescheinigungen (ab 100,- DM) bitte Namen und Anschrift angeben.

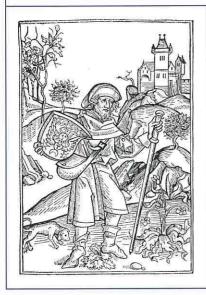
Beate Schroedter

Die Wunderblutlegenden im Land Brandenburg

Der Lebens- und Erfahrungskreis des mittelalterlichen Menschen war räumlich eng begrenzt. Die überwiegende Anzahl der Dorf- und Stadtbewohner besaß weder Grund noch Möglichkeit, die heimatliche Region jemals zu verlassen. Die einzige Ausnahme und einen erstaunlichen Kontrast zur lokalen Bindung boten die Wallfahrten. Pilger nahmen die strapaziösen und gefahrvollen Reisen durch halb Europa nach Rom oder Santiago de Compostela auf sich. Größere und kleinere Wallfahrtsorte bestanden auch überall in Deutschland und zogen im späten Mittelalter große Menschenmassen an. Pilger standen unter dem besonderen Schutz des weltlichen wie des geistlichen Gesetzes. Klöster und Spitäler boten ihnen Unterkunft. Im ausgehenden Mittelalter, als die Pilgerfahrt zunehmend zu einer Massenerscheinung wurde, entstanden spezielle Herbergen und Spitäler für sie.

Alle Weltreligionen kennen die Verehrung »heiliger Orte« und weisen deren Besuch eine hohe Bedeutung in ihrem jeweiligen Kultus bei. Die Wallfahrt ist Buße und Fest zugleich. Fast immer ist sie mit besonderen Heilserwartungen verbunden. Im christlichen Mittelalter führte die Pilgerfahrt zu als besonders wirkungsmächtig erkannten Reliquien von Heiligen.

Beate Schroedter ist Kunsthistorikerin. Für das Museum Zehdenick hat sie 1999 eine Ausstellung über mittelalterliche Wunderblutlegenden gestaltet.



Pilger, um 1500

Die kostbarsten aller Reliquien waren die Christusreliquien und dabei besonders das Blut Christi. Schon in der Frühzeit des Christentums entstanden Legenden, die davon berichten, dass das Blut Christi bei seiner Kreuzigung von Joseph von Arimathia, Longinus, Nikodemus oder Magdalena aufgefangen wurde und später auf abenteuerliche Weise nach Europa gelangt ist. In der karolingischen Zeit entwickelte sich dann die Verehrung der Kreuzigungsreliquien. Zur Zeit der Kreuzzüge im 11./12. Jahrhundert wurde diese Tradition neu belebt, brachten doch die Kreuzfahrer ohnehin zahlreiche Reliquien aus dem Heiligen Land mit.

Ein brandenburgisches Kloster, das auf diesem Wege zu einer Blutreliquie gekommen sein soll, ist das 1231 durch Johann Gans zu Putlitz gegründete Zisterzienserinnenkloster Stepenitz (Marienfließ).

Die Gründungslegende dieses Klosters berichtet, dass Kaiser Otto IV. beim Besuch des Heiligen Grabes Christi in Jerusalem vom Sultan einige Tropfen vom Blut Chrisi geschenkt bekommen habe. Nach dem Tod Ottos IV. sei dieses Geschenk in die Hände von Johann Gans zu Putlitz gelangt, der es dann dem Kloster Stepenitz, seinem Familienkloster, übergab.

Aus dieser Zeit ist noch die Klosterkirche erhalten geblieben. Von der Blutreliquie selbst haben sich jedoch keinerlei Zeugnisse erhalten. Vermutlich lag es auch an der Konkurrenz zum benachbarten Zisterzienserinnenkloster Heiligengrabe, dass sich Marienfließ nie zu einem größeren Wallfahrtsort entwickeln konnte. Nach 1400 wird die Blutreliquie nicht mehr erwähnt.

Mit Beginn des 13. Jahrhunderts wurde die Verehrung der Kreuzigungsreliquien zunehmend durch die Bluthostienverehrung abgelöst. Ausschlaggebend war dafür die auf dem IV. Lateranskonzil im Jahr 1215 als Dogma verkündete Messlehre (Transsubstantiationslehre), die besagt, dass sich in der Messe beim Sprechen der Abendmahls-

worte durch den Priester die Hostien und der Wein in Leib und Blut Christi verwandeln, ohne ihr Erscheinungsbild zu ändern. Damit gewann die Sakramentsfrömmigkeit eine zentrale Stellung innerhalb der mittelalterlichen Religiosität, die durch die Einführung des Fronleichnamsfestes im Jahr 1264 durch Papst Urban IV. noch untermauert wurde. Diese Entwicklung ist vor allem als Reaktion gegen das Auftreten von Ketzern (Albigenser, Waldenser) zu verstehen, die diese Messlehre in Zweifel zogen und dafür von der Kirche grausam verfolgt wurden.

Hinzu kommt, dass die Verehrung von Bluthostien viel unmittelbarer als die Blutreliquien in die Vorstellungen eingebunden werden konnte, die innerhalb der Volkskultur über geweihte Hostien existierten. Seit dem frühen Mittelalter wurden Hostien als Zaubermittel verwendet zur Wiederherstellung oder Steigerung der Fruchtbarkeit, zum Liebeszauber und zur Sicherung der Unverletzlichkeit einer Person. Während diese Praktiken von der Kirche verurteilt wurden, war die Bekämpfung von Feuer mit einer geweihten Hostie (»Feuersegen«) durchaus im kirchlichen Sinne: Da die Hostie unverletzlich ist, kann sie vor den Gefahren der Elemente Wasser und Feuer schützen. Dies erklärt schließlich auch den Gebrauch von Hostien in der mittelalterlichen Rechtspraxis im Gottesurteil, besonders wenn dies als Feuerprobe vollzogen wurde. Wer als Angeklagter durch den Empfang der Hostie dem Feuertod entging und auf diese Weise seine Immunität gegen die Elemente bewies, war auch für seine Mitmenschen unberührbar.

Misshandlung der Hostie und ihre mutwillige Zerstörung galten hingegen als schwerer Frevel, der seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in zunehmendem Maße den Juden angelastet wurde. Die Anklagen waren dabei nahezu identisch. So hieß es, ein Jude habe sich durch Diebstahl oder Kauf Hostien verschafft, um sie - und damit Christus wie in der Passion - zu verhöhnen und auf roheste Weise zu misshandeln. Seit dem Fall einer »Hostienschändung«, die sich 1290 in Paris ereignet haben soll, tauchen diese bösartigen und frei erfundenen Anklagen wiederholt in den Chroniken auf, wurden von den Kanzeln aus unters Volk gestreut und so oft nacherzählt, dass nach diesem Muster spätere Anklagen gebildet wurden. An ihnen entzündete sich der religiöse Volkshass, der im Hoch- und Spätmittelalter zu grausamen Verfolgungen unter der jüdischen Bevölkerung Europas führen sollte.

In dem brandenburgischen Städtchen Beelitz soll sich bereits im Jahr 1247 eine Hostienschändung zugetragen haben. Da die Tat aber erst in einer Chronik aus dem 16. Jahrhundert einem Juden angelastet wird und nicht schon im Ablassbrief des Bischofs Rutger von Brandenburg zur Zeit des Ereignisses Erwähnung findet, wurde hier vermutlich eine ältere Überlieferung – vielleicht aus Anlass einer Judenverfolgung – später umgedichtet.

Die Legende erzählt, ein Jude habe von einer christlichen Magd eine Hostie erworben, diese Hostie dann gemeisam mit seinen Glaubensbrüdern auf roheste Weise misshandelt und, als sie zu bluten begann, unter seinem Dach versteckt. Eine Lichterscheinung hätte die Stadtwächter auf den Ort aufmerksam gemacht. Bei der Durchsuchung des Hauses sei die blutende Hostie gefunden worden. Die Juden habe man sofort zum Feuertod verurteilt.

Bald nach diesem Ereignis begann man mit dem Kirchenbau. 1370 wurde die Wunderblutkapelle errichtet, an deren Außenwand über der Tür die Geschichte vom Beelitzer Wunderblut gemalt war.

Nach der Gründungslegende des Zisterzienserinnenklosters Heiligengrabe soll sich dort 1287 ein Hostienfrevel ereignet haben. Davon berichtet die erste Niederschrift der Legende aus dem Jahr 1521.

Sie erzählt von einem Juden aus Freiberg, der im Jahr 1287 in der Nacht



Terrakottamaske von der südlichen Schiffswand der Marienkirche Beelitz, die Darstellungen wurden als »Judenköpfe« bezeichnet

nach Christi Himmelfahrt eine Monstranz mit Hostien aus der Dorfkirche in Techow entwendet habe. Auf dem Weg nach Pritzwalk sei sie ihm aber so schwer geworden, dass er unter einer Eiche zusammenbrach. Daraufhin habe er die Hostien zerstückelt und an einer Hinrichtungsstätte zwischen einem Rad und einem Galgen vergraben, wobei seine Hände blutig wurden. Da er das Blut nicht abwaschen konnte, sei er bald darauf als Täter entlarvt und hingerichtet worden. Die blutenden Hostienteile habe man ausgegraben. Als man sie aber nach Pritzwalk brachte, seien weitere Wunder ausgeblieben. Stattdessen wäre der Havelberger Bischof erkrankt und habe gelobt, bei seiner Genesung die Hostien wieder nach Techow zu bringen. Nachdem er dies ausgeführt hatte, sei in Techow bald darauf ein Wallfahrtsort entstanden. Später hätte der Markgraf Otto V. an dieser Stelle die Gründung eines Zisterzienserinnenklosters veranlasst.

Von der Wunderblutverehrung kündet heute besonders noch die 1512 eingeweihte Heiliggrabkapelle. An ihrer Stelle stand zuvor ein Grabbau aus dem 13. Jahrhundert, der vermutlich schon als Wallfahrtsort fungierte. Dies könnte erklären, weshalb in der Legende die Wunderwirksamkeit der Hostien an einem bestimmten Ort so betont wird.

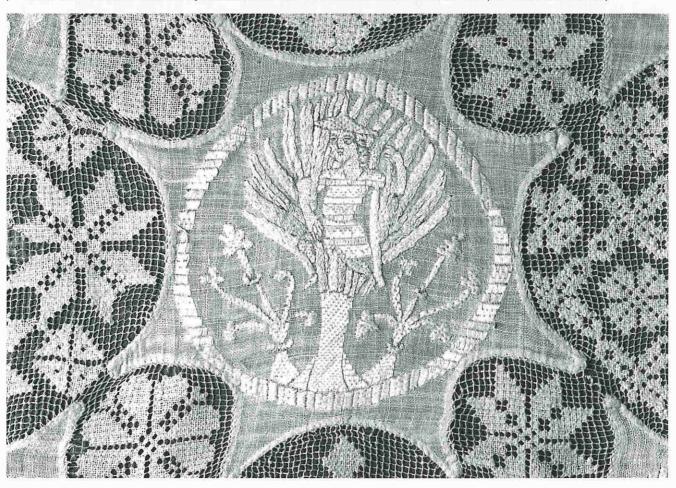
Der aktuelle Hintergrund für die Aufzeichnungen der beiden vorangehenden Legenden wird durch eine dritte Hostienfrevelgeschichte im Land Brandenburg deutlich. Sie berichtet im Jahr 1510 von dem Hostiendiebstahl

des Kesselflickers Paul Fromm aus Knobloch, der unter der Folter bekannte, eine Hostie dem Juden Salomo aus Spandau verkauft zu haben. Teile dieser von ihm gemarterten Hostie habe Salomo dann zu Juden nach Brandenburg, Stendal und Osterburg geschickt. Die daraufhin einsetzende Verfolgung führte zu dem größten Prozess gegen Juden in der Mark Brandenburg. Am 19. Juli. 1510 wurden achtunddreißig angeklagte Juden in Berlin hingerichtet. Darüber hinaus verfügte der Kurfürst die Ausweisung der gesamten jüdischen Bevölkerung aus der Mark Brandenburg. Erst 1539, im Jahr der Einführung der Reformation im brandenburgischen Kurfürstentum, wurde dieser Befehl wieder aufgehoben.

Das Motiv des Hostienfrevels durch Juden offenbart den antijudaistischen Gehalt vieler Heiligblutlegenden des 14. und 15. Jahrhunderts. Populär waren sie vor allem, um die grausamen Judenverfolgungen zu rechtfertigen, die ofmals begonnen wurden, um sich am Geld und Gut der Juden zu bereichern oder um sich aller Schulden und Verpflichtungen jüdischen Gläubigern gegenüber zu entledigen. Jedoch erhoben sich auch von Seiten der Kirche Stimmen, die dieser durch Habsucht motivierten Lynchjustiz des Volkes entgegentraten. So meinte bereits Papst Innozenz IV. 1247 in einem Brief an den Erzbischof von Vienne, dass die Anklage des Ritualmordes gegen die Juden nur erhoben wird, »damit sie die Güter der Juden ungerecht plündern und rauben können«.



Details vom Zehdenicker Altartuch: »Infantia Christi« und der Zöllner Zachäus , Leinenstickerei, um 1300 (Fotos: Märkisches Museum)



Im Land Brandenburg finden wir aber auch Heiligblutlegenden, an denen kein Hostienfrevel haftet. Sie sind vielmehr den Vorstellungen von der Hostie als Glücksmittel zum Erwerb von Reichtümern oder zur Abwendung von Not, wie sie innerhalb der mittelalterlichen Volkskultur verbreitet waren, verwandt.

So erzählt die Gründungslegende des Zisterzienserinnenklosters Zehdenick von einer Wirtsfrau, die im Jahr 1249 eine geweihte Hostie in Wachs getränkt und vor ihrem Bierfass vergraben habe in der Hoffnung, dadurch ihren Bierverkauf zu steigern. Erschüttert durch eine Predigt, offenbarte sie ihre Tat dem Pfarrer und schließlich dem Volk. Als man im Keller vor dem Bierfass nachgrub, habe man die Hostie blutend gefunden. Mit der blutgetränkten Erde habe man sie dann feierlich in die Kirche getragen. Die Nachricht von diesem Wunder habe schließlich nicht nur Pilger angezogen, sondern auch den Bischof Rutger von Brandenburg, die beiden Markgrafen Johann I. und Otto III. und deren Schwester Mechthild - die Herzogin von Braunschweig und Lüneburg - sowie den Beichtvater der Markgrafen, den Franziskanerpater Herman von Langele. Letzterer habe den Markgrafen zur Gründung eines Zisterzienserinnenklosters an diesem Ort geraten.

Aus der Erbauungszeit der Klosteranlage, die mit Hilfe der Wallfahrer errichtet wurde, ist einer der wertvollsten Schätze des Klosters erhalten geblieben: das berühmte Zehdenicker Altartuch, dessen Spruch sich wie ein Kernsatz der 1215 verkündeten Transsubstanatiatonslehre liest: »Es steht fest, dass auf dem Altar Fleisch aus Brot geschaffen wird. Dieses Brot ist Gott; wer zweifelt, ist schuldig. Die heilbringende Speise, die auf heilige Altäre gelegt wird, (bewahrt,) wenn sie (würdig) empfangen wird, (den Empfangenden vor dem Höllenfeuer.)« Im Jahr 1401 erhielt das Kloster einen päpstlichen Ablassbrief, der dem Konvent gestattete, mindestens sechs Priester mit der Anhörung der Beichten der Pilger zu beschäftigen. Demnach hat offenbar noch zu dieser Zeit im Kloster ein reger Wallfahrtsbetrieb geherrscht.

Die Gründungslegende des Klosters, die erstmals im Jahr 1598 durch den Chronisten Andreas Engel überliefert wurde, erlaubt hier einen Blick auf die Stellung der Frau und die Alltagsgeschichte im Mittelalter. Seit Beginn des 13. Jahrhunderts sind es fast nur Frauen, denen nachgesagt wird, dass sie die Hostie bei der Messe nicht verzehren, sondern zurückbehalten, um sie für einen Glückszauber mit nach

Hause zu nehmen. Zu den Frauenarbeiten gehörte seit dem frühen Mittelalter das Brauen von Met ebenso wie später die Herstellung und der Verkauf von Bier. Um den Ausschank zu fördern, war es im Mittelalter Brauch, einen Lappen in Blut zu tauchen. Das Schankwesen breitete sich vor allem an wichtigen Flussübergängen und Fernhandelsrouten, wie sie in Zehdenick vorhanden waren, aus.

Der mit Abstand bedeutendste Wallfahrtsort in Norddeutschland war im späten Mittelalter das Städtchen Wilsnack in der Prignitz.



Das Wilsnacker Pilgerzeichen , Zeichnung: H. Strübing

Seine Gründungslegende berichtet, dass am 16. August 1383 das Dorf Wilsnack samt der Kirche der Brandschatzung durch den Ritter Heinrich von Bülow zum Opfer gefallen sei. Einige Tage später haben der Priester und einige Bauern beim Aufräumen der Kirchenruine die verkohlte Altarplatte gefunden, in der drei Hostien lagen, von denen man annahm, sie seien mit verbrannt. Eine Woche später, am 24. August, sei der Pfarrer im benachbarten Groß Lüben von einer nächtlichen Vision heimgesucht worden. Nach dreimaliger Aufforderung sei er nach Wilsnack gegangen, wo er in der Altarplatte die Hostien nahzu unversehrt mit Blutzeichen fand. Diesem Ereignis schlossen sich zwei weitere Wunder an. Berichtet wird von sich selbst entzündenden und trotz Sturm und Unwetter nicht verlöschenden Kerzen sowie vom Bischof Dietrich II. von Havelberg, der, im Zweifel an dem Wunder, bei der Messe die Hostien zu seiner Messhostie legte und als diese sich rot färbte, überzeugt wurde.

Die dieser Ursprungsgeschichte folgenden fünf Wundererzählungen künden von Lebensrettungen, die sich durch das Gelöbnis einer Wallfahrt nach Wilsnack ereigneten.

In der aktuellen Forschung wird angenommen, dass sich die genauen Datumsangaben auf den spätmittelalterlichen Kalenderzyklus des so genannten »Frauendreißiger«, der Zeit zwischen Kräuterweihe und Herbstbeginn, bezieht. Den Vorstellungen der mittelalterlichen Volkskultur gemäß intensivieren sich während dieser Zeit in der Natur die Lebens- und Heilkräfte, von denen der Mensch zehrt. Analog dazu kreist die Erzählung vor allem um die Unverletzlichkeit der Hostie, die durch Anrufung des »heiligen Blutes« von Wilsnack auf die in Lebensgefahr geratenen Personen übertragen wird, sodass sie gerettet sind. Aus dieser engen Verknüpfung

der Erzählung mit den in der Volkskultur lebendigen Vorstellungen ist wohl auch der enorme Erfolg Wilsnacks als Wallfahrtsort zu erklären. 1383, im Jahr des Hostienwunders, wurde mit der Errichtung des großartigen Kirchenbaues in

Wilsnack begonnen. Vom einstigen Kult kündet heute noch der Hostienschrein in der Wunderblutkapelle. Obwohl bereits 1405 von theologischer Seite der Wilsnacker Kult als vorsätzlicher Betrug entlarvt wurde, blieb die Wallfahrtsbewegung, selbst über die Reformationszeit hinaus, davon nahezu unberührt. Am 28. Mai 1552, als der erste evangelische Pfarrer von Wilsnack, Joachim Ellefeld, die Hostien ins Feuer warf und damit den entscheidenden Gegenbeweis zu der vermeintlichen Immunität der Hostien lieferte, wurde das Ende des Wilsnacker Wunderbluts besiegelt.

Wo nicht ein bewusster Betrug zum Zwecke der Gewinnsucht oder Unachtsamkeit (verschütteter Rotwein) im Spiel war, handelt es sich bei der roten Färbung auf den Hostien um eine Erscheinung, die sich der mittelalterliche Mensch nicht als naturbedingt erklären konnte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erst entdeckte der italienische Naturforscher Bizio das Bakterium »Serratia marcescens«, das auf feucht gelagerten stärkehaltigen Speisen blutrote Flecken bildet.

Im Land Brandenburg hat die Wunderblutverehrung zahlreiche Kirchen und Klöster sowie Bildwerke, darunter Arbeiten von hohem künstlerischen Rang, hinterlassen. Sie zu erhalten bedeutet, sich mit ihnen zu beschäftigen und damit ein Kapitel regionaler Kulturund Kunstgeschichte fortzuschreiben.

Eva Gonda

Eine Kirchenfahrt zu den Dörfern um Beeskow Unterwegs mit dem Denkmalschützer Hans-Jürgen Rach

Man sollte immer mal zu den Wetterfahnen auf den Kirchturmspitzen hinaufblicken. Ihre Jahreszahlen erzählen Geschichte. Da künden Daten aus vergangenen Jahrhunderten von der ursprünglichen Fertigstellung, von späteren Umbauten oder Instandsetzungen. Es gibt Jahreszahlen aus jüngster Zeit. Und manchmal fehlen Wetterfahnen. Das kann ein Hilferuf sein.

Eva Gonda, Journalistin, ist die Redakteurin der »Alten Kirchen«, des Mitteilungsblattes des Förderkreises.



Wir sind an einem Wintertag unterwegs in den Dörfern rund um Beeskow mit Dr. Hans-Jürgen Rach, Leiter der Unteren Denkmalschutzbehörde des Landkreises Oder-Spree. Uns interessieren Probleme und Erfolge von Denkmalschutz und -pflege, insbesondere am Beispiel von Kirchen dort, wo es vor Ort »zur Sache geht«. Hans-Jürgen Rach, Kulturhistoriker, Spezialgebiet Geschichte der Volksarchitektur, kennt das Metier in der Region vor und nach der Wende aus dem Effeff.

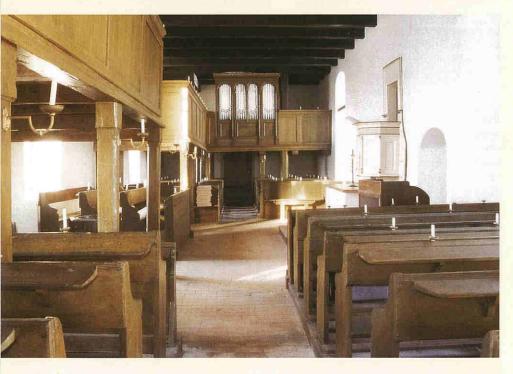
Laut Einigungsvertrag der beiden deutschen Staaten blieb damals die

Denkmalliste der DDR rechtskräftig. Das hatte Vor- und Nachteile. Zum einen ersparte das die Mühsal des Neubeginns, der akribischen Auflistung nach bürokratischen Vorgaben - »ein akkurater Verwaltungsfachmann scheint manchmal wichtiger als ein Denkmalpfleger«. Zum anderen sollten in der DDR nicht zu viele Kirchen auf den Denkmallisten stehen. Da gab es dann das Kuriosum, dass zwar Altarbild, Kelch, Kanzel oder Wandgemälde die Ehre hatten, als erhaltenswert zu gelten, nicht aber die Gotteshäuser selbst. Hans-Jürgen Rach ist es inzwischen vielfach gelungen, in solchen Fällen den Denkmalschutz auch auf die Kirchen auszuweiten. So auch in Birkholz, wo damals nur vier gotische Figuren, die im Pfarrhaus aufbewahrt wurden, auf der Denkmalliste standen. Heute sind die Kirchen in der Kategorie der Einzeldenkmale die stärkste Gruppe.

Auch die Kirche von Ahrensdorf, deren Geschichte weit bis ins 17. Jahrhundert zurückgeht, stand zu DDR-Zeiten nicht unter Denkmalschutz. Nässeschäden weiteten sich immer mehr aus, der Turm war stark gefährdet, der Raum nicht mehr benutzbar. Seit 1993 - so weist es die Wetterfahne aus - ist die Kirche wieder das Schmuckstück des Dorfes. Pfarrer Günter Schöne, inzwischen im Ruhestand, nutzte mit sachkundiger Unterstützung durch Hans-Jürgen Rach die Euphorie der Wendezeit für eine Rundumsanierung. Allerdings um den Preis eines Kredits, an dem die Gemeinde heute noch zu knabbern hat.

Ein großes Problem waren die Deckenbalken, die laut damaligem Holzgutachten komplett erneuert werden sollten. Doch Hans-Jürgen Rach hatte 1990 auf einer Fachwerktagung in Köln von einer neuen Sanierungsmethode mittels Kunstharz gehört. Sie wurde in Ahrensdorf genutzt, sodass ein Großteil der Originalbalken erhalten werden konnte.

Ungewöhnlich für diese Region ist die Innengestaltung des Kirchenschiffs mit dem Kanzelaltar an der Längsseite und der Zuordnung des Gestühls in drei Gruppen. Ein Erbe aus jener Zeit, als sich einst drei Gemeinden ohne eigene Gotteshäuser diese kleine Kirche teilten? Heute hält sie ihre Pforten auch offen für Veranstaltungen außerhalb der Gottesdienste. Pfarrer Schöne erarbeitete ein Nutzungskonzept, das alle kulturellen Ressourcen des Ortes und der Umgebung einbezieht, so etwa im Rahmen des Dorfkirchensommers. Das setzt zugleich voraus, dass auch die Kommune ihre Verantwortung für das Baudenkmal wahrnimmt.



Dorfkirche Ahrensdorf, Innenraum nach Westen



Dorfkirche Glienicke, Marienfigur vom Altaraufsatz, um 1450/60 (der Aufsatz von 1650)

Einen anderen Weg war man in Glienicke gegangen. Wenn die Wetterfahne auf der Kirchturmspitze heute die Jahreszahl 1997 ausweist, so hatte die Instandhaltung doch schon lange zuvor begonnen. »Wir konnten jetzt Stück für Stück die Früchte vorangegangener Arbeit pflücken«, sagt Pfarrer Gerd Linden

Als die Kirche in den Siebzigerjahren wegen der Schäden an der Bausubstanz nicht mehr nutzbar war, hatte der Gemeindekirchenrat die Einwohner straßenweise zur Mitarbeit an ganz bestimmten Abschnitten eingeladen. So war es immerhin gelungen, das Kirchenschiff behelfsmäßig zu decken, Fußboden und Außenputz zu erneuern und damit das Gebäude überhaupt zu erhalten.

In den Neunzigerjahren konnten die Glienicker nun darangehen, die tragenden Teile des Kirchenschiffdaches und des Turmes zu sanieren, den Turm mit Schiefer und das Kirchendach mit Biberschwanzziegeln neu zu decken.

Besondere Aufmerksamkeit verlangte der gewaltige Ostgiebel. Der hatte schon vor langer Zeit begonnen, sich bedenklich zu neigen, woran auch die Stützpfeiler im unteren Bereich nichts ändern konnten. Nun hätte man ihn abreißen und neu senkrecht aufmauern können. »Doch ein schiefer Giebel ist auch ein Stück lebendige Ge-

schichte«, sagt Hans-Jürgen Rach und plädierte für eine Sicherung im überkommenen Zustand. Und das gelang durch eine Stahlseilhalterung quer durch den Dachstuhl bis zum Turm.

Finanziert wurden die Arbeiten im Rahmen des »Dach und Fach«-Programms mit Mitteln von Bund und Land sowie Eigenmitteln, an denen sich auch die berlin-brandenburgische Kirche und der Kirchenkreis beteiligten. Doch damit ist das Engagement der Glienicker für ihre Kirche noch nicht erschöpft. Jetzt denken sie an den Einbau einer Fußbodenheizung. Und damit sich jeder an den Kosten beteiligen kann, verkaufen sie Mini-Fußbodensteine unter dem Motto »Warme Füße in der Kirche«.

Eine Kuriosität birgt übrigens auch dieses Gotteshaus: Wer den Marienaltar genau betrachtet, findet in der Hand des Christuskindes statt des Apfels als Symbol der Herrschaft über den Erdball – eine Birne. Sie erinnert wohl daran, dass in dieser Gegend einst der Anbau von Birnbäumen forciert wurde.

Die Buckower Kirche hat keine Wetterfahne. Das ist allerdings kein dringendes Alarmzeichen für drohenden Verfall. Ein Sturm hatte sie vor einiger Zeit heruntergerissen. Was aber auch nicht heißt, dass die Buckower mit ihrer Kirche keine Probleme haben.

In diesem Kirchensprengel hatte man sich nach der Wende darauf verständigt, zur Verfügung stehende Fördermittel zunächst auf die Restaurierung einer Kirche zu konzentrieren, um die Gelder nicht nach dem »Gießkannenprinzip« mit wenig Effekt versickern zu lassen. Die Wahl fiel auf den frühbarocken Zentralbau der Lindenberger Dorfkirche. Auch Geld aus Bukkow floss dorthin.

Jetzt aber muss auch in Buckow etwas geschehen. Der Turm senkt sich sichtbar, in den Mauern der Ostwand zeigen sich immer größer werdende Risse. Ursache mag der Baugrund sein, denn die Kirche ist Mittelpunkt eines einstigen slawischen Ringwalls, in den sich auch der kleine Kirchhof malerisch schmiegt. Erschütterungen durch den Verkehr auf der nahen Straße könnten ebenso schuld sein.

Um die Schäden rechtzeitig zu beheben und größeren vorzubeugen, müssen die Ursachen geklärt werden. Das heißt, Gutachten von Sachverständigen sind einzuholen. Damit entstehen schon einmal Kosten, die zunächst keine sichtbaren Erfolge zeitigen. Hilfreich dürfte für die Buckower sein, dass nach einer neuen Denkmal-Förderrichtlinie des Landkreises Oder-Spree jetzt auch vorbereitende Maßnahmen förderungsfähig sind.

Am Ende der Straße taucht die Stadt Beeskow auf, deren Silhouette eindrucksvoll geprägt wird vom ausladenden Turmstumpf und vom Gebälkfiligran des neuen Dachstuhls über dem Schiff der Pfarrkirche St. Marien. Man merkt Hans-Jürgen Rach die Bewegung an, die dieses Bild immer wieder in ihm auslöst. Die Zeit liegt noch nicht lange zurück, da hätte er sich einen Wiederaufbau dieser riesigen Kirche nicht vorstellen können.

Heute ist die Altstadt von Beeskow mit rund 400 Häusern, der Burg und



Die Dorfkirche von Buckow

der zum größten Teil gut erhaltenen Stadtmauer ein unter Schutz gestellter Denkmalbereich, wozu dann noch viele Einzeldenkmale kommen. Das Ganze war nach der Wende ein schwieriges Neuland, denn in der DDR hatte es im damaligen Kreis Beeskow keine Inventarisierung der Kunst- und Kulturdenkmäler gegeben. Hier lässt sich noch vieles entdecken. Hans-Jürgen Rach wünscht sich eine Heerschar von Kunststudenten, die dieses Feld in ihren Diplomarbeiten beackern könnten.

Am Fuße der Marienkirche empfängt uns Knut Krüger. Er gehört zum Gemeindekirchenrat und ist zuständig für alle Bauaufgaben. Das erklärt, mit welcher Gelassenheit er die halsbrecherische Wendeltreppe im Turm nimmt und uns in die schwindelnde Höhe des noch offenen Dachstuhls führt. Vom schmalen Laufsteg hier oben schauen wir hinunter auf die schlanken, rund 23

Meter hohen, zum Teil neu aufgemauerten Pfeiler, bewundern die Kunst der Zimmerleute und sind schließlich doch sehr froh, als wir endlich wieder auf ebener Erde angelangt sind.

Die spätgotische Hallenkirche war noch Ende April 1945 durch Bomben zerstört worden. Die Sicherung der Ruine gelang nicht, sodass der noch erhaltensfähige, baugeschichtlich besonders bemerkenswerte Chor nachträglich einstürzte. Lediglich das zweite südliche Seitenschiff konn-

te als Notkirche ausgebaut werden und an der Nordseite des Chores wurde die Sakristei wieder aufgebaut, um die spätgotischen kostbaren Wandgemälde zu bewahren.

Der Wiederaufbau dieser Kirche ist – gemessen an den kleinen Dorfkirchen – ein gewaltiges Projekt, das noch Jahre in Anspruch nehmen wird. Für den Optimismus der Beeskower spricht, dass ein »Förderverein Marienorgel« schon jetzt für künftige Kirchenmusiken auf einem neuen Instrument sammelt. Und auch für die Dohlen wird bei der Wiederherstellung des Turms ein Plätzchen reserviert.

Groß Rietz hat seinen bescheidenen Platz in der Geschichte durch ein Gutshaus derer von Marwitz, das als eines der besterhaltenen barocken Schlösser Brandenburgs gilt. Die berühmtesten Vertreter dieser Familie sind in Friedersdorf begraben. Die Kirche aber besitzt noch ein prachtvolles Epitaph für H.G.v.d. Marwitz (gest. 1704) sowie ein bescheidenenes von 1676. Es steht fast

vergessen in einem Nebenraum und wartet dringend auf die Restaurierung.

Das Gotteshaus scheint in einem recht stabilen Zustand. Dacheindeckung und Wände sind offensichtlich grundsaniert, die Turmspitze wartet noch auf fachkundige Handwerker. Hier wurde schon zu DDR-Zeiten etwas für die Erhaltung getan, allerdings mit nicht nur gutem Ergebnis. Man hatte Zementputz verwendet, der schon mal dem äußeren Bild der alten Kirche abträglich war. Da er nicht atmungsaktiv ist, drohen die Wände feucht zu werden. Aber er kann auch nicht abgeschlagen werden, ohne dass das Originalmauerwerk beschädigt wird. Also musste man sich entschließen, ihn an Ort und Stelle zu belassen, und neuen, dem Bauwerk angemessenen Mörtelputz darüberziehen. Auch im Innern gab es Schwierigkeiten, weil das im Dachstuhl verwendete Holzschutzmit-



Dorfkirche Groß Rietz, Detail vom Grabdenkmal für H.G. v.d.Marwitz, gest. 1704

tel durch die Decke getropft war und einen Teil des Stucks zerstört hatte. Der Schaden ist inzwischen behoben, ebenso die Sanierung der Dachkonstruktion abgeschlossen, die nach der Entdeckung des Schwammbefalls noch einmal großen Aufwand verlangt hatte. Pfarrer Hans-Michael Böttcher kann also ganz zufrieden sein, auch wenn die Turmsanierung noch aussteht.

Wünschen möchte man der kleinen Kirche, dass sie irgendwann einmal wieder ein passendes Gestühl erhält. Die alten Bänke waren unbrauchbar geworden und sind jetzt durch Stühle ersetzt, die dem altehrwürdigen Raum das zweifelhafte Flair eines DDR-Kulturhauses geben.

Die Jahreszahl 1898 in der Wetterfahne der Dorfkirche Sauen ist irreführend. Einmal ist die Kirche sehr viel älter, zum anderen liegen die jüngsten Bauarbeiten samt Erneuerung von Turmspitze und Fahne noch nicht lange zurück. Ihre Berechtigung hat die Zahl dennoch, erinnert sie doch an den Wiederaufbau nach den verheerenden Folgen eines Blitzeinschlags 1894.

Pfarrerin Katharina-Maria Böttcher liest die wechselvolle Geschichte des Bauwerks an den Außenmauern ab: im unteren Teil noch das gediegene Feldsteinmauerwerk, darüber Putz mit Quaderritzung, ein ehemaliges romanisches Portal ist noch erkennbar; deutlich hebt sich davon der Anbau aus dem Jahre 1869 ab, erst 1898 kam der Turm samt seiner Wetterfahne auf die Mitte des Dachs.

Nachdem die Kirche vor 1990 baufällig geworden war, ging man nach der Wende mit großem Elan und noch mehr Optimismus an die Wiederherstellung. Doch 1995, als bereits alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde der zugesag-

te Kredit unerwartet gestoppt. Gebaut wurde dann trotzdem und 1997 festliche Einweihung gefeiert. Finanzielle Hilfe leistete u. a. das Kirchliche Bauamt, Fördermittel kamen auch vom Kreis.

Eine Überraschung birgt auch diese Kirche in ihrem Innern. Hat man eben noch das hohe Dach von außen betrachtet, ist man über die flache Innendecke verwundert, die ein Zeugnis des 19. Jahrhunderts ist. Auch die Sechzigerjahre unserer Zeit hinterließen ihre Spuren. Als man

damals strikte Nüchternheit in Kirchenräumen für angemessen hielt, verschwanden in Sauen wie vielerorts die gemalten Ornamente an den Wänden unter einer grauweißen Tünche und lassen sich heute nur noch erahnen. Mit dem auch extrem schlichten Altar wirkt der Raum heute etwas unwirtlich. Vielleicht werden sich spätere Generationen einmal des alten Schmucks erinnern und ihn unter der Tünche wieder hervorzaubern.

»Die ganz großen Probleme mit dem Erhalt unserer alten Kirchen haben wir jetzt nicht mehr«, hatte uns Dr. Rach gesagt, als wir vorbereitend über die geplante Erkundungsfahrt sprachen. Auf unserem Weg übers Land wurde uns bestätigt, dass sich – bei allen schwierigen Situationen, die es immer geben wird – im vergangenen Jahrzehnt vieles zum Besseren wendete. Das lässt sich vielerorts ablesen – auch an manchen Wetterfahnen auf den Kirchturmspitzen.

Der Dachstuhl der Zernikower Dorfkirche muss dringend saniert werden – bitte helfen Sie bei der Erhaltung dieses Gebäudes!



Mit zwei bekannten Namen der brandenburgischen Geschichte ist die Historie des Dorfes Zernikow verknüpft: Michael Gabriel Fredersdorff und Achim von Arnim. Einen Teil dieser Geschichte spiegelt auch die Dorfkirche wider.

Nur wenige Tage nach seiner Krönung im Jahre 1740 schenkte Friedrich II. seinem Geheimen Kämmerer und Freund Fredersdorff Gut und Dorf Zernikow. Fredersdorff veranlasste den Neubau des zweistöckigen Herrenhauses, Architekt war vermutlich Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff. Im Jahre 1753 heiratete Fredersdorff Caroline Marie Elisabeth Daum, die Tochter eines Potsdamer Bankiers. Nach langer Krankheit starb er bereits im Jahre 1758. Seine Witwe heiratete später einen Freiherrn von Labes. Beider Tochter wiederum ehelichte einen von Arnim und aus dieser Verbindung ging der spätere Dichter Achim von Arnim hervor, der in seiner Kindheit jeden Sommer bei der Großmutter in Zernikow verbrachte.

1777 ließ Frau von Labes, die inzwischen auch ihren zweiten Mann verloren hatte, die Kirche entscheidend umgestalten. Die Fenster wurden verändert, im Osten wurde eine Sakristei angebaut und der quadratische Turmaufbau mit verschieferter Haube aufgesetzt. Gleichzeitig wurde das Innere völlig neu gestaltet. Es entstanden Emporen und ein hölzerner Kanzelaltar mit korinthischen Säulen.

An der Orgelempore sind noch heute die Porträts der einstigen Patrone zu bewundern: Hans Freiherr von Labes, seine Tochter Amalia Carolina, verheiratete von Arnim, Caroline Elisabeth Freifrau von Labes, verwitwete Fredersdorff, und Michael Gabriel Fredersdorff.

Die in beeindruckender Geschlossenheit erhaltene Innenausstattung ist jedoch auf Grund jahrelanger Vernachlässigung in einem beklagenswerten Zustand. Der starke Holzwurmbefall konnte im vergangenen Jahr durch Begasung gestoppt werden, doch viele Holzteile bedürfen dringend einer Restaurierung. Die Sicherung und Verfestigung des hölzernen Kanzelaltars, von dem bereits große Teile der Verzierung abgebrochen sind, wurde 1999 begonnen, ohne dass die Gesamtfinanzierung bisher gesichert ist.

Seit November 1999 liegt zudem ein Architektengutachten vor, in dem die Schäden an der Holzdecke und den angrenzenden hölzernen Bestandteilen des Dachstuhls beurteilt worden sind. Auch hier wurde wiederum Holzwurm- und Schwammbefall festgestellt. Die dadurch entstandenen Schäden sind teilweise so weit fortgeschritten, dass Einsturzgefahr besteht.



Die Kosten für die dringend notwendige Sanierung und Restaurierung des Dachstuhls und der Holzdecke mit einer Neueindeckung belaufen sich auf etwa 250 000 DM. Beantragte öffentliche Fördermittel werden aber immer nur gewährt, wenn auch Eigenmittel zur Verfügung stehen.

Bitte helfen Sie mit Ihrer Spende, die Zernikower Dorfkirche mit ihrer reichen Innenausstattung zu bewahren!

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg Kto.-Nr. 5199 767 005; BLZ 100 900 00 bei der Berliner Volksbank/Kennwort: Zernikow.

Für Spendenbescheinigungen (ab 100,- DM) bitte Namen und Anschrift angeben.

Eine Besichtigung der Kirche ist nach vorheriger telefonischer Anmeldung möglich:

Fr. Hubrich, Kelkendorfer Str. 5, Tel. (03 30 82) 7 03 74; Fr. Schmidtke, Dorfstr. 45, Tel. (03 30 82) 5 13 25; Fam. Häusler, Kelkendorfer Str. 2, Tel. (03 30 82) 5 12 01.

Pfarrer Erhard Henschel Offene Kirchen in der Region Zechlin

Endlich mal eine "Offene birche" und dazi woch eine so winde schöne - behutsem und Geschmackevoll restainier. Danke für diesen O(+ der Sville Arich das Dörfchen ist winderschon in sener Einfachheit alles no lieber oll herzeichtet. Her fühlt war sich vohl. 10.898

Die Region Zechlin liegt am Südrand der Mecklenburger Seenplatte und ist schon seit vielen Jahrzehnten ein ausgesprochenes Urlaubergebiet. Zum Pfarrsprengel gehören heute acht Kirchengemeinden mit jeweils einer Kirche bzw. einem Kirchlein. Bis vor drei Jahren besaß das Gebiet noch drei besetzte Pfarrstellen. Es wurden reichlich Gottesdienste in den Kirchen angeboten, die vor allem in den Sommermonaten auch von den Urlaubern gut angenommen wurden. Jetzt können Gottesdienste nicht mehr in dieser Häufigkeit stattfinden. So blieben die Kirchen immer häufiger verschlossen oftmals zum Ärger der Urlauber.

4.6.99

Vor drei Jahren haben wir unsere Aktion »Offene Kirchen« gestartet – mit Skepsis und Gottvertrauen. In unseren Kirchen sind keine großen Reichtümer zu stehlen, und was stehlenswert war, wurde eingeschlossen.

Wichtig war es, in den einzelnen Gemeinden Menschen zu finden, die die Kirche morgens aufschließen, nach dem Rechten in der Kirche sehen und abends wieder abschließen. In einer Gemeinde teilt sich der Gemeindekirchenrat diese Aufgabe, in sechs Gemeinden tun diesen Dienst ehrenamtliche Helfer und in einer Gemeinde ist zur Zeit eine ABM-Kraft angestellt, die sich um die Kirchenöffnung kümmert.

Bis auf drei kleinere Zwischenfälle haben wir in diesen Jahren äußerst gute Erfahrungen mit den offenen Kirchen gemacht.

Natürlich sind in erster Linie die Urlaubsgäste »Nutznießer« einer offenen Kirche. Was man nicht vermutet in der kargen Mark Brandenburg: Hier ist eine offene Kirche, hier kann man einen Moment innehalten, hier kann man sich informieren über die Geschichte der Kirche, der Kirchengemeinde und auch des Ortes. Ein freundliches Wort an die Urlauber lässt den Ort nicht mehr so anonym erscheinen. Zu jeder Kirche gibt es ein kleines Faltblatt, welches, nach dem Abc geordnet, sechsundzwanzig knappe Informationen zu Kirche und Gemeinde bietet. In vier Kirchen wurden bisher Ausstellungen gezeigt, für die Künstler der Region gewonnen werden konnten.

In allen Kirchen liegen Gästebücher aus. Hier einige Eintragungen, die die große Freude über eine offene Kirche zum Ausdruck bringen.

es ist unbegreiflich das es so was noch gibt au Abend ist eine Kirche geössnet.

Danke, für meine Mama, Papa, Schwester und meinen Hund. (Ich habe dich lieb) Lena Engel 9.8.98

Wolf R. Eisentraut

Rettung durch Umbau - Verlust oder Gewinn?

Nutzungsänderungen an Kirchen aus der Sicht des Architekten



Prof. Dr. Wolf R. Eisentraut ist freier Architekt (BDA) mit Planungsbüros in Berlin und Plauen/Sa. sowie Hochschullehrer.

> Sparkassenfiliale in der ehem. Leopoldsburger Kirche in Milow, Aufnahme Nov. 1999

Die ehemalige Dorfkirche im brandenburgischen Milow hält für den Besucher eine Überraschung bereit. An Geldautomaten vorbei durch den Chor das Haus betretend, begrüßt von freundlichen Damen mit Blick auf die ständige Mehrung des Geldes: Was können wir für Sie tun? Im Kirchenschiff befindet sich seit kurzem ein Geldinstitut. Und Jesus ging in den Tempel hinein und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel und stieß die Tische der Geldwechsler um und die Stände der Taubenhändler (Matth. 21, 12).

Schlimmer hätte es nicht kommen können, möchte der Bauhistoriker verzweifeln; kann ihn die Betrachtung größerer Zusammenhänge beruhigen? Umnutzungen - welch hässliches Wort -, also die Benutzung ehemaliger Kirchengebäude für profane Zwecke ist keineswegs eine Erscheinung unserer Zeit, wenngleich heute auch wohl ein wenig in Mode gekommen. Allgemeine Beispiele gibt es viele, Fabriketagen zu Lofts, Kasernen zu Büros, Werkhallen zu Kultureinrichtungen - all das sind Vorgänge üblicher Praxis, die für einen bestimmten Zweck errichtete bauliche Hüllen auf Grund wirtschaftlicher und politischer Veränderungen zu neuen Nutzungen bringen.

Dies führt nicht nur zur Erhaltung der Substanz, sondern oft auch zu prägnanten und unverwechselbaren baulichräumlichen Lösungen, und es ist im Blick auf nachhaltiges und ressourcenschonendes Bauen zu Recht das Mittel der Wahl. Demgegenüber besteht allgemeine Akzeptanz, solches dient der Erhaltung der Identität unserer Städte und Siedlungen, solches zeigt aber auch die fortwährenden Veränderungen an, nichts hat Bestand und alles wird vom Neuen eingeholt. Die Geschichte kennt Umwidmungen und Umbauten zuhauf, viele Gebäude, auch Sakralbauten in der näheren Umgebung, haben eine solch wechselvolle Geschichte.

Nahezu allen Beispielen ist gemeinsam, dass gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungen die ursprüngliche Zweckbestimmung verloren gehen ließen und dass durch eine neue Nutzung der Bestand der Gebäude langfristig gesichert wurde. So können wir uns heute noch der spätgotischen Originalsubstanz der Heiliggeistkapelle in Berlin erfreuen, weil sie 1905 beim Bau der Handelshochschule nicht abgerissen, sondern integriert wurde und als Seminarraum, sogar als Kantine, immer in Funktion blieb.

Dennoch gibt es zu Recht Vorbehalte gegen allzu freizügiges Umnutzen und Umbauen von Kirchen. Das liegt zum einen daran, dass der Kirchenbau über Jahrhunderte in immer neuen Formen die Zweckbestimmung des Hauses unverwechselbar zum Ausdruck ge-

bracht hat. Eindeutige und einprägsame semantische Zeichen geben die Identifikation eines sakralen Gebäudes; die heute so gerühmte Multifunktionalität und Nutzungsneutralität, also beliebige Austauschbarkeit, war nie das Ziel der Kirchenbaumeister. Zum anderen ist ein Kirchengebäude Träger ideeller Muster, für Gläubige wie auch für die gesamte Bevölkerung. So bleibt die ursprüngliche Bestimmung eines Kirchengebäudes auch bei extremer Umnutzung präsent. Da geht es nicht nur um das allgemeine kulturelle Niveau eines Gemeinwesens. Sehr deutlich werden durch Umbau von Kirchen auch geistige Prioritäten dokumentiert, durch die Umfunktionierung zur Traktorenwerkstatt in einem ehemals kommunistischen Land ebenso wie durch den Einbau eines Geldinstitutes heute.

In der Landschaft Brandenburgs grüßen die Kirchtürme von weit her und zunehmend leuchten Turmkreuz und Ziegeldach in neuem Glanz und neuer Farbigkeit; frische, manchmal auch zu frische Farben des Putzes zeugen vom erfolgreichen Erhaltungs- und Gestaltungswillen der Menschen, aber auch von erheblichen finanziellen Anstrengungen. Daneben gibt es teilweise dem Verfall preisgegebene Kirchen, die keine Nutzung mehr haben und die auch im ruinösen Zustand noch Würde

und Erhabenheit ausstrahlen. Für solche Gebäude ist dann eine Wiederbelebung mit neuem Inhalt vielleicht das einzige Mittel der Rettung und Bewahrung, wie eben auch die Kirche in Milow dem Abriss anheim fallen sollte.

Zweifellos, die beste Nutzung ist die ursprüngliche. Schon die Öffnung des Hauses und die Erweiterung der Nutzung um einfache Besuchsmöglichkeiten und Besichtigungen, Ausstellungen und Konzerte ist eine weitgehend praktizierte Selbstverständlichkeit. Es gibt auch einfache Funktionserweiterungen, durch Einbau abtrennbarer Raumteile, wie in der Heilig-Kreuz-Kirche in Berlin im großen Maßstab praktiziert und neuerdings in Falkenhagen (Märkisch Oderland) zu besichtigen. Dort erhält der große Kirchenraum der stattlichen und sorgsam sanierten Wehrkirche unter der Empore eine durch Schiebewände abteilbare Untergliederung, als Winterkirche gewissermaßen und so auch für öffentliche Nutzungen vorbereitet.

Sicher ist die Art der neuen Funktionen wichtige Voraussetzung für eine spätere Akzeptanz. Weltliche Konzerte, verwandt in Veranstaltungsart mit liturgisch gebundener Musik, geben eine schon seit langem akzeptierte sekundäre Nutzung, die die primäre Nutzung als Kirche erweitert und die die Häuser für viele Menschen öffnet.

Einen echten Umbau zur Konzerthalle erlebte die Franziskanerkirche in Frankfurt schon vor dreißig Jahren. Die Konzerthalle »Carl Philipp Emmanuel Bach« ist langjährig bewährt, mit architektonischer Sensibilität und folglich mit minimalen Eingriffen geplant. Das Sterngewölbe der 1270 begonnenen und vielfach umgebauten Kirche gibt dem Raum seine ursprüngliche Charakteristik. Durch die Anordnung der Sitzreihen, im Seitenschiff in leichter Winkelstellung, in der ganzen Halle aber zur Orgel gerichtet, gleichsam also verkehrt herum, dokumentiert sich, für jeden spürbar, die erfolgte Veränderung. Die wohltuende Geringfügigkeit der baulichen Eingriffe garantiert sogar eine spätere Rückführung.

Das derzeit prägnanteste Beispiel zum Umbau als Konzerthalle ist wohl im nahen Neubrandenburg im Entstehen, wo in die gotische Marienkirche, nach Kriegszerstörung bis auf die Außenmauern auch ihrer Gewölbe und Pfeiler beraubt, ein moderner Konzertsaal für die Neubrandenburgische Philharmonie eingebaut wird. Im Äußeren

nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten sorgfältig wiederhergestellt, überrascht im Inneren die große Halle mit gotischen Fenstern und massiv eingebauten Parkett- und Rangkonstruktionen, in spannungsvollem Kontrast zur alten Bausubstanz auch hier ohne Berührung oder Zerstörung eingefügt. Solche Nutzungsveränderung stellt höchste Anforderungen an das Können des Architekten. Der zu bewäl-

Vorzüglich gelungen ist das in Stendal, in der noch vor kurzer Zeit wegen Baufälligkeit gesperrten Katharinenkirche, 1468 als Klosterkirche erbaut. »Musikforum Katharinenkirche Stendal« heißt die neue Raumschöpfung, die weitgehend die gegebene Hülle bewahrt und mit deutlich sichtbaren, funktionell wirkungsvollen Zutaten wie gläsernen Reflektionsflächen, akustisch wirksamen Beleuchtungselementen, schall-



tigende Widerspruch besteht nicht nur darin, in dem für kirchliche Nutzung gebauten Gebäude veränderte Bedingungen für eine neue Nutzung zu schaffen, sondern vielmehr in der Kunst, die Identität des Hauses zu erhalten und aufgehen zu lassen in eine neue Gesamterscheinung.

Katharinenkirche Stendal, Blick in die Chorgewölbe mit schallabsorbierenden und der Beleuchtung dienenden »Flügeln« (Foto: Autor)

dämpfenden Brüstungsverkleidungen der Empore die neue Nutzung erlaubt und die Geschichte mitwirken lässt. Sehr leicht kann man allerdings bei solchen Umbauten in modische Attitüden verfallen, wie bei der Elisabethkirche in Tangermünde zu sehen ist. Der einschiffige Backsteinbau aus dem Jahre 1470 erlebte eine wechselvolle Geschichte: Kirche, Salzlager, Kirche, Möbellager und nun kultureller Mehrzwecksaal. Nach sorgfältiger Bewahrung der in Stand gesetzten Substanz und mit disziplinierter Beschränkung der baulichen Eingriffe wirkt das kleine Kirchenschiff mit flexibler Bestuhlung sehr überzeugend. Jedoch werfen grobstählerne Einbauten für Empore, Ar-



Elisabethkirche Tangermünde, Einbauten (Foto: Autor)

beitsräume und Technik doch erhebliche Fragen auf, zumal aggressive Diagonalrichtungen im axialsymmetrischen Kirchenschiff schwer verständlich sind. Deshalb ist die formale Unterordnung der neuen, vielleicht sehr kurzlebigen Formen sicher ein empfehlenswertes Mittel der Gestaltung, was aber keineswegs den Verzicht auf Eigenständigkeit bedeuten muss.

Diese ist in der nun schon so oft und zu Recht zitierten Marienkirche in Müncheberg überzeugend gelungen, indem in das große, mehr als 650 Jahre alte Langhaus ein mehrgeschossiger funktionaler Einbau, in der Form an eine Arche erinnernd, gestellt wurde in der Weise, dass im großen Chor weiterhin Gottesdienst stattfinden kann. Der Einbau nimmt, mit separatem Eingang, Räume für die Verwaltung und die kommunale Bibliothek auf. Eine sehr geschickte Lösung, die für die Gottesdienste zu große Kirche als solche zu erhalten und sie der Zahl der Gemeindemitglieder anzupassen, indem ein Teil der Kubatur für neue Zwecke erschlossen wird. Bemerkenswert, wie sich die Holzverkleidung des Einbaues im gemauerten Kirchenschiff behauptet und zugleich einfügt. Beachtlich, wie technische Notwendigkeiten der Belichtung und Belüftung mittels Integration in die Kirchenfenster gelöst wurden. So geriet dieser Umbau schon Schinkel vervollständigte die gotische Kirche mit einem Turm – zum Reiseziel vieler Interessierter. Unverständlich, dass sie sonnabends geschlossen und nicht erreichbar ist.

Ganz anders im Ansatz ist der Umbau der Kirche in Niederjesar, 1394 erstmals erwähnt und 1859 durch Stüler zum neoromanischen Feldsteinbau umgestaltet. Dort ist schon von außen in überraschender Weise die Neuprofilierung erkennbar. Über lange Jahre Ruine, nun mit neuem, flach geneigtem Dachstuhl versehen, der durch moderne Form und Aufständerung über ein Lichtband nicht nur die neue Funktion signalisiert, sondern mittels völlig neuer Belichtungen auch bereichert. Im Inneren wird durch einen hölzernen Einbau der Chor abgetrennt und zur kleinen Kapelle erhoben, mit Sichtbeziehung und Öffnungsmöglichkeit zum verbleibenden Kirchenschiff. Dieses erhält rückseitig eine neue Empore mit darunter abtrennbarem Gemeinderaum, an kirchliche und öffentliche Nutzungen ist gedacht.

Doch zurück nach Milow: Kirche gerettet? Vielleicht infolge üblichen Sensibilitätsmangels der sich verbreitenden Investorenarchitektur ist die Freude getrübt. Nicht so sehr der ungewöhnliche Funktionswandel, sondern vielmehr die konfektionsartige Machart ist befremdlich. Die Geschichte beginnt 1755 mit der Errichtung des einschiffigen Putzbaues. Die Nutzung des Gotteshauses ging verloren, die Gemeinde versammelte sich in einer zweiten (älteren) Kirche des Ortes, das Gebäude verfiel und die Ruine wurde interessant anlässlich des Baues eines Supermarktes auf dem Nachbargrundstück, der natürlich Parkplätze brauchte. Da lag der Abriss nahe. Diese Absicht weckte aber die Öffentlichkeit auf, sodass heute die Kirche mit neuem Dach und in in Stand gesetzter Form neben dem Supermarkt steht, befremdlich umfasst von Betonpflastersteinen und Pkw-Stellplätzen. Unbekümmert wurde im Ostchor ein Fenster einfach als Eingangstür aufgebrochen, im Chor stehen die Geldautomaten, im Schiff, das nun als Schalterhalle dient, sind mit nicht nachvollziehbaren Untergliederungen die Schalter- und Beratungsplätze eingebaut. Eine flache Gipsunterdecke üblichen Systems lässt alle Erinnerung an das ursprüngliche Muldengewölbe vergessen. Kunststofffenster mit breiten Profilen vervollständigen das Bild. Der Geist des Ortes ist verschwunden. So ist einfach eine der üblichen Sparkassenzweigstellen entstanden, in Ignoranz der historischen Situation, die bei bewusster Ausnutzung unzweifelhaft zu Qualität und Identität der Einrichtung hätte beitragen können. So kommt es am Ende doch noch zur Verzweiflung des Bauhistorikers.

Es gibt inzwischen eine Vielzahl guter Beispiele, oft mit geringem Aufwand entstanden.

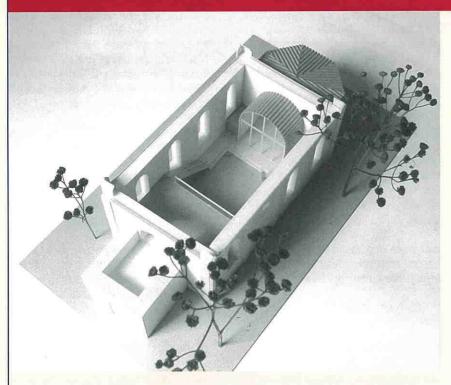
Keinesfalls sollte man sich veränderten Bedingungen und neuen Nutzungsmöglichkeiten verschließen. Eine solche, freilich auf Grund der funktionellen Konstellation von vornherein schwierige Bauaufgabe verlangt eben sorgfältiges Herangehen, indem dreierlei in einer Lösung zu vereinen ist: Respekt und Achtung gegenüber dem vorhandenen Gebäude, nicht nur gegenüber seiner Form, sondern auch gegenüber seinem früheren Inhalt. Weiter sind Fantasie und Mut erforderlich in der Gestaltung des Neuen, weil es sich eben aus der Konfrontation und Synthese mit dem Vorhandenen entwickeln muss. Schließlich bedarf es besonderer Fähigkeit zur Synthese, die beiden Teile aus ihrer Gegensätzlichkeit zu neuer und einmaliger Lösung zu führen.

Inneres der Leopoldsburger Kirche während der Ausbauarbeiten, Aufnahme Nov. 1999



Heinz E. Hoffmann

Die Dorfkirche in Niederjesar – Ein Zwischenbericht zum Wiederaufbau



Heinz E. Hoffmann, planender und ausführender Architekt des Wiederaufbaus

Die Dorfkirche in Niederjesar teilt das Schicksal vieler Kirchen im Oderbruch: In den letzten Gefechten des Zweiten Weltkriegs wurde im April 1945 der Turm von der deutschen Wehrmacht gesprengt, die fallenden Trümmer zerstörten Dach und Empore. Nur die Umfassungsmauern des Kirchenschiffs, der Apsis und der Turmunterbau blieben erhalten. Nach Sicherungsarbeiten in den Jahren 1988/89 erfolgt seit 1997 der Wiederaufbau auf der Grundlage eines Raumprogrammes, das über die kirchliche Nutzung hinaus auch für andere Nutzungen offen ist

Modell für das Wiederaufbauprojekt

Eingangsseite der Dorfkirche Niederjesar, Aufnahme Feb. 2000

Vorgeschichte

Die Pfarrkirche des Dorfes wird erstmals 1395 erwähnt. Dieser mittelalterliche Feldsteinbau wurde 1859 durch Friedrich August Stüler grundlegend umgestaltet und erweitert. Dabei wurden in die Langhauswände rundbogige Fenster eingebrochen, der fünfseitige gewölbte Chor entstand. Der Turm wurde durch die Erhöhung um zwei Geschosse mit steilem Helmdach zur prägnanten Landmarke. Die Kirche ist – bis heute – das bedeutendste Bauwerk des Dorfes.

Zum Wiederaufbau

Der Wiederherstellung liegt das Raumkonzept des Evangelischen Pfarramts Mallnow vom August 1996 zu Grunde. Niederjesar gehört zum Pfarrsprengel Mallnow mit fünf anderen Dörfern. In all diesen Dörfern sind die Kirchen ebenso wie in Niederjesar zerstört.



Der Gemeindekirchenrat bestimmte die Niederjesarer Kirche zum Schwerpunkt der Gemeindearbeit, für Gottesdienste und Christenlehre/Konfirmandenunterricht. Daneben wurden funktionale Räume für die Jugend- und Seniorenarbeit benötigt. Über diese Nutzungen hinaus sollten gemeinsame Veranstaltungen mit der kommunalen Gemeinde möglich sein, wie Musikabende, Vorträge, Dorffeste. Eine dauernde Ausstellung würde auf die Geschichte des Ortes, insbesondere den Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen für den Ort und das Kirchengebäude, hinweisen. »Die Kirche könnte so wieder das geistige und kulturelle Zentrum des Ortes werden, das sie früher einmal war, und damit einen Gegenakzent zur kulturellen Verflachung auf dem Lande bieten.«

Der Bauentwurf folgt diesem Nutzungskonzept:

- Der Chorraum an der Ostseite wird für den Gottesdienst durch ein in das Schiff vorgestrecktes Bogenjoch zur Kapelle vergrößert (etwa 20 Plätze). Die vorhandene Anhebung des Fußbodens um drei Stufen bleibt erhalten.
- Gruppenräume für Senioren- und Jugendarbeit (auch der kommunalen Gemeinde) entstehen durch Einbau an der Westseite des Kirchenschiffs. Erreichbar über eine Wendeltreppe, kann die Decke über den Gemeinderäumen

wieder als Empore genutzt werden. Von dort gelangt man auf die Terrasse über dem Ausstellungsraum im Turmstumpf.

- Das Kirchenschiff öffnet sich vielfältiger Nutzung. Die Trennwand der Kapelle lässt sich zur Seite falten, sodass größere Gottesdienste im gesamten Raum stattfinden. Andererseits kann das neue Bogenjoch bei Theater-, Musikund anderen Festveranstaltungen als Bühne dienen. Im Saal und auf der Empore ist Platz für bis zu 130 Besucher.
- Der Raum im Turmstumpf ist für die Dauerausstellung zur Geschichte des Ortes bestimmt.

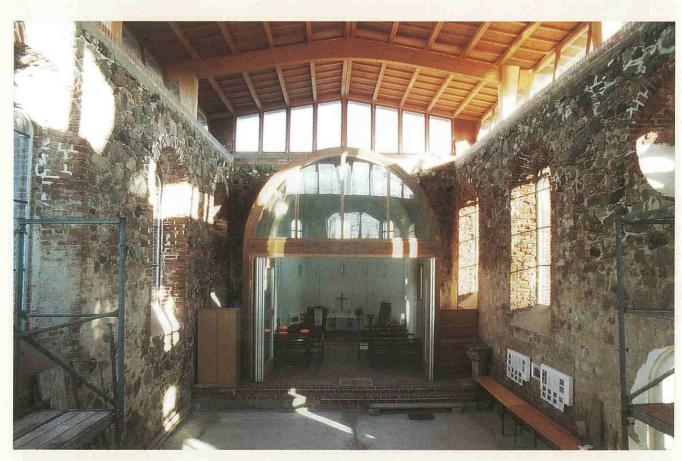
Die architektonische Gestaltung versucht die Geschichte des Bauwerks ablesbar zu machen:

- Bei der Ausbesserung der Außenwände wurden die neuen Bauteile mit gleichformatigen, aber etwas helleren Ziegeln gemauert. Gesimse wurden nicht mit nachgebrannten Formsteinen ergänzt, sondern mit neuen Normalziegeln im Bogenrhythmus der historischen Vorgaben. Damit bleibt ablesbar, was an Originalteilen vom Stülerbau überliefert und was bei der Wiederherstellung hinzugefügt wurde.
- Ebenso deutlich wird diese Auffassung an der neuen Dachform. Die neuen Nutzungen erfordern mehr Licht. Zusätzliche Fenster in die historischen Wände zu brechen ist nicht denkbar.

Das neue Oberlichtband über der historischen Mauerkrone gibt das notwendige Licht und hebt zugleich das neue Dach vom alten Baukörper ab. Für die weit gespannte Dachkonstruktion musste eine kostengünstige Lösung gefunden werden, gewählt wurden an Stelle eines steilen handwerklichen Dachstuhls flach geneigte Ingenieur-Holzleimbinder.

Die neue Gestalt lässt sich auch als Ausdruck für die neuen Nutzungen lesen.

Der erste Bauabschnitt wurde 1997 mit der Instandsetzung der Wände, des Chorgewölbes und dem Einbau des Daches abgeschlossen. 1999 folgte der zweite Abschnitt mit Einbau des Bogenjoches und der Wiederherstellung des Chors in vereinfachter Form bei Bewahrung der die Wandflächen gliedernden Architekturteile wie Gesims und Halbsäulen. 1998 gründeten Bewohner aus Niederjesar und Mallnow einen Förderverein. Zwischen Kirchengemeinde und Kommune wurde ein Nutzungsvertrag abgeschlossen. Die bisherigen Baumaßnahmen wurden im Rahmen des Staatskirchenvertrags zu je einem Drittel von der Gemeinde, der Landeskirche und vom Land getragen. Zur Zeit wird der Bereich der Gruppenräume und die Empore geplant, in der Hoffnung, dass auch dafür die Finanzierung gelingt.



Hartmut Dorgerloh

Freiheit und Verantwortung – Das Ehrenamt in Kirche und Denkmalpflege

Dr. Hartmut Dorgerloh, Kunsthistoriker, ist Referatsleiter Denkmalpflege im Brandenburgischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur.

»Willst du froh und glücklich leben, lass kein Ehrenamt dir geben!« -Glücklicherweise gibt es viele Menschen, die sich nicht an diese Lebensmaxime von Wilhelm Busch halten. Ganz im Gegenteil: Das Ehrenamt hat heute Konjunktur. Bundesweite Untersuchungen ergaben, dass derzeit in Deutschland ca. 12 Mio. Menschen freiwillig und unentgeltlich - d.h. ehrenamtlich - im sozialen, politischen, ökologischen, kulturellen und sportlichen Bereich tätig sind. Die wachsende Bedeutung des Ehrenamtes in unserer demokratischen Gemeinschaft spiegelt sich auch in dem seit 1996 alljährlich am 5. Dezember begangenen »Tag des Ehrenamtes« wider, an dem der Bundespräsident ehrenamtliches Engagement mit dem Bundesverdienstkreuz ehrt.

Auf die Spitzenreiter Soziales, Gesundheit und Sport folgen in der Hitliste der ehrenamtlichen Tätigkeitsfelder Kultur und Kirche. Gerade diese beiden Bereiche sind in besonderer Weise auf freiwilliges Engagement und eine breite Unterstützung angewiesen. Aus der wachsenden Bedeutung des Ehrenamts in diesen Bereichen ist jedoch nicht der Schluss zu ziehen, dass Kirche oder Kultur zukünftig nur noch ehrenamtlich betrieben werden. Das Ehrenamt ist nicht die »billige Lösung« in Zeiten knapper Kassen. Es muss vielmehr allen Beteiligten in Staat und Kirche deutlich bleiben, dass ehrenamtliches Engagement nicht staatliche oder kirchliche Leistungen ersetzt, sondern in qualitativer und quantitativer Hinsicht ergänzt. Das Ehrenamt bietet für diejenigen, die nicht oder nicht mehr im Erwerbsleben stehen, Möglichkeiten zu gesellschaftlicher Integration sowie zur persönlicher Betätigung und Bestätigung.

Ein wichtiger Aspekt des Ehrenamts bleibt, dass die Ehrenamtlichen selbst bestimmte und selbst bestimmende Steuerer von Entwicklungen und Handlungen in ihrem jeweiligen Tätigkeitsbereich sind. Dabei sind die Ehrenamtlichen häufig mit schwierigen finanziellen oder strukturellen Bedingungen konfrontiert, die zu meistern ein hohes Maß an Idealismus und Optimismus erfordert. In Deutschland sind Ehrenamt und Verein eng miteinander verflochten. Diese sprichwörtliche »Deutsche Vereinsmeierei« hat ihr Gutes, wenn sich Menschen zusammenschließen, um anderen zu helfen oder dem Gemeinwohl nützlich zu sein.

Die Tätigkeitsfelder Kirche und Kultur treffen sich an vielen Punkten, in besonderer Weise aber in der Aufgabe der Erhaltung und Nutzung der Kirchengebäude. Im Land Brandenburg gibt es annähernd 2000 historische Kirchengebäude. Häufig sind die Kirchen, Kapellen und Klöster die ältesten Gebäude im Ort und ein markantes Wahrzeichen in der Silhouette der Stadt oder Landschaft. Wegen ihrer vielfältigen bau- und kunsthistorischen, sozial- und ortsgeschichtlichen Bedeutung sind die meisten der historischen Kirchengebäude auch geschützte Denkmale.



Trotz dieser wichtigen Rolle als historisches Dokument und der jahrhundertelangen zentralen Funktion im Leben und Sterben der örtlichen Gemeinschaft geht es vielen Kirchen schlecht. Gerade in Ostdeutschland haben die politischen Verhältnisse im 20. Jahrhundert zu einem spürbaren Rückgang der Kirchenmitglieder geführt, der zwangsläufig auch Auswirkungen auf die von ihnen genutzten Gebäude hatte. Hinzu kamen die finanziellen Schwierigkeiten der Kirchengemeinden und die ökonomische Misere in der DDR, in deren Folge Kirchen verloren gingen, ruinös wurden, schwere Bauschäden aufwiesen oder nur noch leidlich in Stand gesetzt werden konnten.

Schon in den Jahrzehnten vor 1989 war es häufig ehrenamtliches Engagement – erinnert sei hier nur an die vielen kirchlichen Feierabendbrigaden –, das dafür sorgte, dass trotz dieser widrigen Umstände so viele Kirchengebäude überdauert haben.

Nach 1990 sind in einem nie zuvor gekannten Umfang öffentliche Fördermittel und kirchliche Gelder in die Sanierung der Kirchen geflossen. Damit konnten an vielen Orten – und wer heute mit offenen Augen durch Brandenburg fährt, wird diese Orte finden –, die dringendsten Sicherungsmaßnahmen durchgeführt werden. Dazu gehörten in der Regel zuallererst Turm- und Dachinstandsetzungsarbeiten.

Förderungen und Zuschüsse setzen aber voraus, dass etwas da ist, was man befördern und bezuschussen kann. Wo es keine Initiative vor Ort gibt, da nutzen auch staatliche Fördertöpfe nichts, da das Geld aus ihnen nicht von alleine fließt. Und da heute die Fördertöpfe immer kleiner werden, braucht es umso mehr Durchsetzungsvermögen, Fanta-

Aufsetzen der Turmspitze auf der Dorfkirche Bentwisch (Ostprignitz-Ruppin) im Sept. 1995 sie und Kreativität, um staatliche oder private Quellen zum Sprudeln zu brinqen.

Die »Amtspersonen«, die Pfarrer und Bürgermeister, sind häufig damit überfordert, neben ihren vielen anderen Aufgaben auch noch diese Dinge alleine zu tun. Sie brauchen dafür nicht nur politische, sondern auch persönliche und moralische Unterstützung. Und manchmal müssen sie auch gedrängt werden. An diesem Punkt setzt das ehrenamtliche Engagement notwendigerweise ein. Hier ist es besonders vonnöten und hier wird es sinnvoll für viele. Im Land Brandenburg gibt es erfreulicherweise sehr viele und vielfältige Initiativen für die Erhaltung und Nutzung von Kirchen. Sie sind immer dann besonders wichtig, wenn die traditionelle Nutzung von Kirchen nicht mehr gegeben ist oder immer weniger wird. Jeder weiß, ohne Nutzung verfällt ein leer stehendes Haus sehr schnell. Deshalb gehen Erhaltung und Nutzung Hand in Hand. Dank der ehrenamtlichen bürgerschaftlichen Initiativen sind bei der Sanierung vieler Kirchen in Brandenburg beachtliche Leistungen vollbracht worden. Es bleibt aber noch viel zu tun!

Hinter vielen Aktionen stand direkt oder indirekt das Engagement des »Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.«, der sich um diese Aufgabe kümmert und dabei nicht nur Öffentlichkeitsarbeit mit Exkursionen und Veranstaltungen betreibt, sondern versucht, ein stabiles und belastbares Netzwerk zwischen den einzelnen Aktionen vor Ort zu knüpfen; denn die Fragen des Vereinsrechts, der Spendenund Sponsorenwerbung, des Förderrechts, der Zuständigkeiten und viele andere Dinge mehr sind verschlungen und kompliziert. Da ist es gut, einen Pfadfinder zu haben, von dessen Erfahrungen man profitieren kann. Hier ergibt sich für den Förderkreis Alte Kirchen auch zukünftig ein besonders reiches Betätigungsfeld.

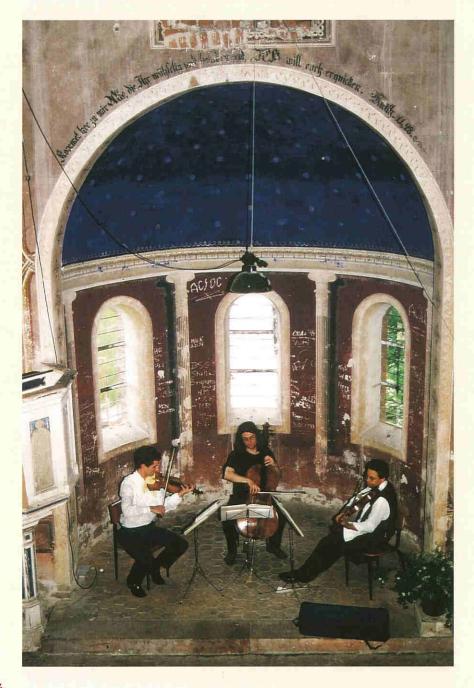
In manchen Fällen war der Förderkreis auch Retter in der Not, wenn es darum ging, wie in Saaringen bei Brandenburg, selbst die Initiative für eine Kirche zu ergreifen, für die der Abriss schon unabwendbar schien.

Eine weitere gute Erfahrung ist die, dass ehrenamtliches Engagement für Kirchen in Brandenburg auf viel Zustimmung und Sympathie trifft. Auch für viele, die nicht zur Kirche gehören, ist das Kirchengebäude nicht nur ein Ort der Erinnerung, sondern etwas, was zum Dorf, zur Stadt fest dazugehört und nicht fehlen darf. So finden in den ehrenamtlichen Initiativen auch häufig Christen und Nichtchristen zusammen.

Ihre Motive mögen unterschiedlich sein, ihr Ziel aber ist identisch. Und sie finden bei vielen staatlichen und kirchlichen Stellen, der Denkmalpflege, den Arbeitsämtern und anderswo Unterstützung und Beratung.

Entscheidend aber ist und bleibt, dass ein, zwei oder drei unverdrossene Enthusiasten anfangen, Mitstreiter sammeln, die ersten schwierigen Phasen gemeinsam durchhalten. Dieser Impuls ist der wichtigste und er muss »von unten« kommen.

Der Bundespräsident, Johannes Rau, hat es anlässlich des »Tages des Ehrenamtes« am 6. Dezember 1999 im Schloss Bellevue auf den Punkt gebracht: »Wir brauchen in der Gesellschaft die Rückbesinnung auf Werte. Und das Ehrenamt kann ein Ausdruck der Freiheit des Einzelnen und seiner Verantwortung für unsere Gesellschaft sein.«



Konzert in der Kirche von Meßdunk, der JUST e.V. in Meßdunk erhielt 1999 einen der Förderpreise »Initiativen für Brandenburgische Dorfkirchen«

Peter Schabe

Die Förderung der Deutschen Stiftung Denkmalschutz im Land Brandenburg und im Besonderen bei Dorfkirchen

Dr. Peter Schabe, Kunsthistoriker, ist Projektreferent der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in deren Außenstelle Potsdam.

Die 1985 unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten gegründete Deutsche Stiftung Denkmalschutz ist eine private Initiative, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, bedrohte Kulturdenkmale zu bewahren und für den Gedanken des Denkmalschutzes zu werben. Seit Öffnung der Mauer 1989 konnte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz zur Rettung zahlreicher Denkmäler in den östlichen Bundesländern beitragen. Bis einschließlich 1999 ist es der Stiftung auch dank zahlreicher Spender gelungen, 320 Mio. DM für die Erhaltung wertvoller Denkmalsubstanz aufzubringen, d.h. es konnten 1400 Förderprojekte unterstützt werden. Gleichwohl warten noch immer viele akut vom Verfall betroffene wertvolle Denkmale auf Sicherung und Instandsetzung.

Von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz werden nur Objekte gefördert, die als Denkmale anerkannt und als instandsetzungswürdig ausgewiesen sind. Die Mittel der Stiftung werden anteilig dort eingesetzt, wo die Bewahrung von Denkmalen durch die öffentliche Hand nicht ausreichend gewährleistet ist und wo ein Förderbeitrag dazu führt, dass die Finanzierung einer sinnvollen Erhaltungsmaßnahme durch Beteiligung weiterer Zuwendungsgeber gesichert ist. Gleichwohl kann die Deutsche Stiftung Denkmalschutz derzeit nur einem von vier Antragstellern die erhoffte Hilfe bringen.

Der Erfolg des von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz bundesweit koordinierten »Tag des offenen Denkmals« beweist das große Interesse der Bürger an der Erhaltung ihrer gebauten Umwelt und erlebbaren Geschichte. 1999 vertrauten über einhunderttausend private Förderer und Unternehmen der Stiftung ihre Spenden an. Seit 1991 ist die Deutsche Stiftung Denkmalschutz Destinatär der Fernsehlotterie GlücksSpirale und erhält zeitweilig Zuwendungen vom

Bund. Die Stiftung wirbt durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit und durch ihre Zeitschrift MONUMENTE für die Bedeutung des Denkmalschutzes.

Die Stiftung in Brandenburg

Nach Schätzungen besitzt Brandenburg, das mit ca. 2,55 Millionen Einwohnern zu den bevölkerungsarmen Ländern der Bundesrepublik gehört, ca. 30.000 bis 40.000 Einzeldenkmäler (1995 waren 8.855 Denkmalpositionen unter gesetzlichen Schutz gestellt, d.h. in die Denkmalverzeichnisse eingetragen). Von dem für den Denkmalschutz und die Denkmalpflege verantwortlichen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur konnten anfänglich noch Fördermittel in beträchtlicher Höhe ausgereicht werden (1991 = 53,6 Mio DM). Mit Inkrafttreten des Gemeindefinanzierungsgesetzes setzte allerdings ein Trend der Rücknahme zielgerichteter Förderpolitik für den Denkmalbestand ein, der bis heute nicht gestoppt ist. Der Mittelbedarf für die Erhaltung des Denkmalbestands konnte in den vergangenen neun Jahren immerhin durch die Zuwendungen aus den Programmen der Städtebauförderung und der Dorferneuerung verringert werden. Darüber hinaus haben Stiftungen, wie die Deutsche Bundesstiftung Umwelt, die Wüstenrot- und die Messerschmitt-Stiftung, die Cornelsen-Kulturstiftung und die Deutsche Stiftung Denkmalschutz zur Bewahrung des brandenburgischen Denkmalbestands beigetragen.

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz hat von 1991 bis 1999 für die Erhaltung von Denkmalen in Brandenburg insgesamt rund 82 Mio. DM als verlorene Zuschüsse bereitstellen können. Unterstützt wurden 212 Förderprojekte, davon 208 Einzeldenkmale und 4 Bürgerhausprogramme. Alleine das von 1993 bis 1995 aufgelegte Bürgerhausprogramm Neuruppin bestand aus über 70 Einzelobjekten (Haustüren-

programm). Insgesamt sind von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz von 1991 bis 1999 rund 360 Fördermaßnahmen realisiert worden (ohne Bürgerhausprogramme). Dass die Anzahl der geförderten Maßnahmen weit über der Anzahl der Förderprojekte liegt, resultiert daraus, dass manche Objekte eine mehrjährige Förderung erhalten haben. Mehr als die Hälfte der Förderprojekte wurden einmal unterstützt.

Die Förderung der Stiftung umfasste alle Denkmalgattungen und erfolgte landesweit und ohne bauzeitliche Eingrenzung.

Unter den geförderten Denkmalen bilden Dorfkirchen die bei weitem größte Gruppe (67), gefolgt von Bürgerhäusern (44), Schlössern und Herrenhäusern (27), Stadtkirchen (25), Klosterkirchen/-bauten (9), Wirtschaftsbauten (5), Stadttore und -turmanlagen (4), Technischen Denkmälern (4), Burgen (3) und sonstigen Objekten (24). In vorgenannten Zahlen enthalten sind 28 Förderungen zur Sicherung und Instandsetzung von Ausstattungsteilen von Sakralbauten.

Angefangen mit 12 Förderprojekten im Jahr 1991 lag die Zahl der von der Stiftung geförderten Objekte im Jahr 1999 bei 76. In letzterer Zahl nicht enthalten sind die Projekte der 1992 in der Trägerschaft des Landes Brandenburg und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gegründeten Brandenburgischen Schlösser und Herrenhäuser mbH (BSG): Schloss Reichenow und Sudermannhaus in Blankensee (Sanierung jeweils 1997 abgeschlossen) und weiterhin die Schlösser in Altdöbern, Diedersdorf, Doberlug-Kirchhain, Fürstlich-Drehna, Großkmehlen, Groß-Rietz, Lieberose, Martinskirchen, Reckahn und Steinhöfel.

Die Förderjahre von 1991 bis 1999 zusammengerechnet haben die Landkreise Uckermark und Elbe-Elster sowie die Landeshauptstadt Potsdam und das kreisfreie Brandenburg/H. den größten Anteil der von der Stiftung in Brandenburg eingesetzten Mittel erhalten.

Die höchsten Fördersummen konnte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz für folgende Einzelobjekte zur Verfügung stellen (hier und im folgenden ausgenommen jeweils Schlösser und Herrenhäuser der BSG, die von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz seit 1993 jährlich mit 5 Mio. DM unterstützt wird): Domkirche St. Peter und Paul, Brandenburg (2,5 Mio. DM, 1996-99), Nauener Tor, Potsdam (2,5 Mio. DM, 1993-97), St. Marien, Beeskow (2,21 Mio. DM, 1991-97), St. Marien, Herzberg (2,2 Mio. DM, 1992-99), Marienkirche, Neuruppin (1,25 Mio. DM, 1992-98), Dorfkirche Menkin (855.000 DM, 1993-99), Dorfkirche Plänitz (838.738 DM, 1991-98), Klosterkirche Angermünde (750.000 DM, 1991-92) und Kloster Güldenstern, Mühlberg/E. (712.000 DM, 1992-93). Auch mit Zuwendungen von 5.000 DM konnten Förderobjekte angestoßen wer-

Die Gesamtsumme der von 1991 bis 1999 geförderten Dorfkirchen beläuft sich auf rund 11 Mio. DM. Den Dorfkirchen Plänitz und Menkin gewährte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz von ihren brandenburgischen Förderprojekten mit jeweils sechs Jahren die längste Förderung. Es sind zugleich die von der Stiftung am höchsten geförderten Dorfkirchen in Brandenburg. In einigem Abstand folgen, was die Förderhöhe betrifft, die Dorfkirchen Alt-Placht und Annenwalde, dann Ketzür, Krausnick, Lüdersdorf/Lkrs. Märkisch Oderland und schließlich Baumgarten, Busendorf/Kanin, Dannenwalde, Falkenhagen/Lkrs. Märkisch Oderland, Großkmehlen und Kleptow.

Darüber hinaus hat die Deutsche Stiftung Denkmalschutz für sechs brandenburgische Baudenkmäler jeweils eine treuhänderische Stiftung gründen können. Mit den in ihrer Obhut wirkenden treuhänderischen Stiftungen kann die dauerhafte Pflege für die Kapelle Klein Glienicke in Potsdam-Babelsberg, die Pfarrkirche St. Marien in Bernau, das Loewinghus in Lüdersdorf (Landkreis Uckermark) und die Dorfkirchen von Ketzür, Annenwalde und Menkin bestritten werden. Der Stifter stellt sich in eine jahrhundertealte Tradition, der wir große Teile unseres kulturellen Reichtums zu verdanken haben. Mit einer treuhänderischen Stiftung können private Stifter oder Firmen in ihrem Namen dazu beitragen, für ein Denkmal die Zukunft zu sichern.

In welchem Maße und mit welchen Zielstellungen die Deutsche Stiftung Denkmalschutz bei der denkmalgerechten Instandsetzung von Dorfkirchen tätig wird, soll nachfolgend an drei Beispielen aus dem Landkreis Uckermark gezeigt werden.

Die Dorfkirche Annenwalde (Gemeinde Densow, Amt Templin-Land) wurde von Bauinspektor Hermann aus Zehdenick nach den Ideen von K. F. Schinkels »Normalkirchen«, die in den napoleonischen Kriegen verlustig gegangene Kirchen ersetzen sollten, abseits der großen Straßen im Zentrum einer barocken Dorfanlage errichtet. Lediglich der im Originalentwurf vorhandene Turmbau ist nicht ausgeführt worden. Der geputzte Ziegelbau mit Satteldach, pfeilerartig vorspringenden Ecken, drei Rundbogenfenstern an den Längsseiten und Doppelportal mit darüber angeordnetem Halbkreisfenster an der Westgiebelseite entfaltet eine monumentale Wirkung. Er zeigt eine streng klassizistische Formgebung und klar ablesbare Proportionen. Die Außenfassade überzieht eine Putzquaderung mit feinem Liniennetz, die ein Spannungsfeld zu den Großformen des Baukörpers erzeugt. Trotz zahlreicher Putzausbesserungen sind die Reste der feinen Farbigkeit eines ockerfarbenen Anstrichs noch gut erkennbar. Der Innenausbau ist vollständig in Holz vorgenommen. Der Innenraum wird durch Emporenstützen in Gestalt dorischer Säulen

Dorfkirche Annenwalde, Westgiebel, Zustand 1992 (Foto: DSD, P. Schabe)



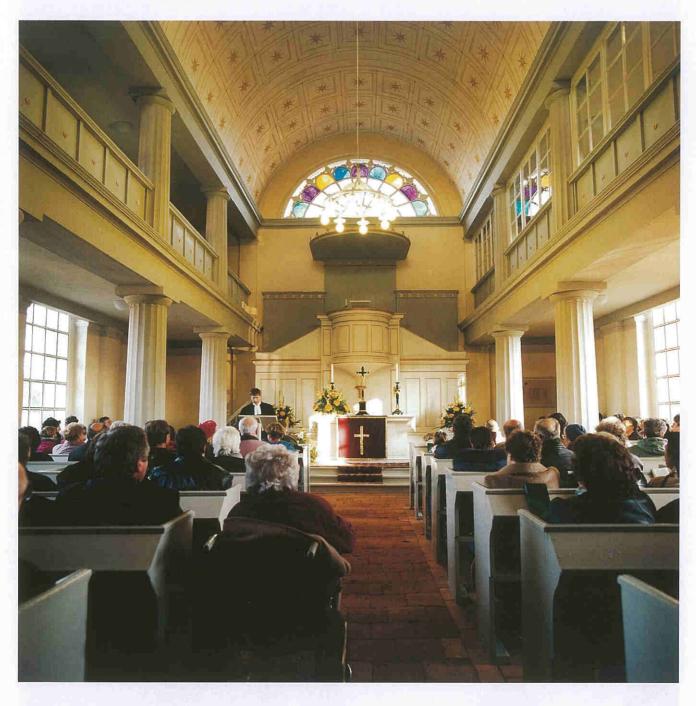
dreischiffig gegliedert. Eine hölzerne Längstonne überwölbt das Mittelschiff des 1833 fertig gestellten protestantischen Kirchenbaues. Die Ausstattung, bestehend aus Kanzel hinter Altartisch, Orgel, Gestühl, Taufe, Kruzifix und Leuchter, stammt einheitlich aus der Bauzeit.

Infolge jahrzehntelanger Vernachlässigung waren 1991 vor allem die erhaltene originale Innenraumfassung und Erstausstattung akut gefährdet. Das Kirchlein wurde damals seit Jahren nicht mehr gottesdienstlich genutzt. Durch den örtlichen Pfarrer unter großen Schwierigkeiten betriebene Sicherungsarbeiten (Dachdeckung und Holzschutz) hatten wegen Material- und Geldmangel nicht zu Ende geführt werden können.

Für die Erhaltung der Annenkirche, die auf Grund ihrer Originalität, Vollständigkeit und der Autorenschaft Schinkels zu den bedeutendsten Dorfkirchen im Land Brandenburg gehört, stellte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz 1991/92 Mittel in Höhe von 211.000 DM zur Verfügung. Mit dem Förderbeitrag wurden die schwammbefallene Dachkonstruktion und die Dachhaut saniert sowie Zinkblecharbeiten an der Fassade und restauratorische Voruntersuchungen im Innenraum durchgeführt. Vom Land (Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur) bereitgestellte Komplementärmittel wurden für die Sanierung der Fenster verwendet.

Nach Abschluss der Dachsanierung und der raumabschließenden Holzbauteile und einem Planerwechsel 1994 richtete sich der nächste Bauabschnitt auf die restauratorische Instandsetzung des Innenraums. Die notwendigen Arbeitsschritte wurden vom Konsistorium der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg unter Einbeziehung des Brandenburgischen Landesamts für Denkmalpflege koordiniert. Im Jahr 1995 wurden von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz 190.000 DM für die Restaurierung der bemalten Rabitzdecke, der Eingangstüren und für Innenputzarbeiten zur Verfügung gestellt. An der Gesamtmaßnahme 1995 beteiligten sich die Landeskirche und die Ev. Kirchengemeinde Annenwalde.

Die Sichtfassung der Architekturmalerei in der Gewölbetonne (Zweitfassung), die wie die Erstfassung aus Kassettenfeldern mit Sternen und gemalten Unterzügen besteht, ist gefes-



tigt, gereinigt und retuschiert worden. Geschädigte Putzpartien waren zuvor wie an den Wänden und Gesimsen mit Kalkputz überarbeitet worden. Bei der Projektkontrolle der Stiftung im Oktober 1995 war der Innenraum komplett in Stand gesetzt und restauriert. Entgegen dem ursprünglichen Konzept wurden große Teile der Malerarbeiten nicht von den Restauratoren selbst, sondern von einer fachkundigen Malerfirma unter restauratorischer Anleitung ausgeführt. Dies brachte erhebliche Kosteneinsparungen mit sich, wodurch sogar noch der Außenanstrich der Fenster bewerkstelligt werden konnte. Die Gesamtmaßnahme 1995 hatte restauratorische und bauphysikalische Untersuchungen sowie Elektroarbeiten einschl.

E-Heizung mitbeinhaltet. Alle Arbeiten wurden in sehr hoher Qualität durchgeführt und waren mit der Denkmalpflege abgestimmt.

In 2001 soll die dringend erforderliche Instandsetzung der Außenfassade folgen, womit die Gesamtinstandsetzung der Annenkirche abgeschlossen wäre, für die jetzt eine treuhänderische Stiftung in der Obhut der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gegründet werden konnte.

Die *Dorfkirche Menkin* (Gemeinde Wollschow, Amt Brüssow) ist ein rechteckiger frühgotischer Feldsteinbau, dessen Ostseite mit kleinen Fenstern und blendengeschmücktem Giebel im

ursprünglichen Zustand erhalten ist. Um 1637 entstand an der Nordseite des Schiffs ein aus Familiengruft und darüber angeordneter Patronatsloge bestehender Anbau. Der Westturm ist in Schiffbreite ausgeführt und mit einem Fachwerkaufsatz ausgestattet. Im 18. Jahrhundert wurde an die Südseite des Schiffs eine Fachwerkvorhalle angefügt. Die Dorfkirche Menkin besitzt noch eine bemerkenswert einheitliche und gut erhaltene Renaissanceausstattung. Das stimmungsvolle Erscheinungsbild des Innenraums wird durch die bemalte Balkendecke aus dem 17. Jahrhundert, hölzerne Emporenbrüstungen mit reichen Architekturmotiven und die ähnliche Verkleidung der Patronatsloge bestimmt. Den Altar von

1599 schmückt ein reich ornamentierter dreigeschossiger Architekturaufbau, farbig gefasst und ausgestattet mit geschnitzten Figuren. Die Mittelnische nimmt ein Kreuzigungsrelief auf. In der Predella ist das Abendmahl und im Aufsatz der Auferstandene dargestellt. Die Kanzel mit den Relieffiguren der Evangelisten am Korb und den gemalten Kardinaltugenden an der Treppe entstand zeitgleich mit dem Altar und weist wie dieser eine Konstruktion aus Kiefer und aus Lindenholz geschnitzte Reliefplastiken auf. Das originelle Renaissance-Kastengestühl ist durch Säulchen, Blendnischen und eine Kassettendekoration gegliedert und mit drei gemalten weiblichen Porträtbüsten ausgeschmückt.

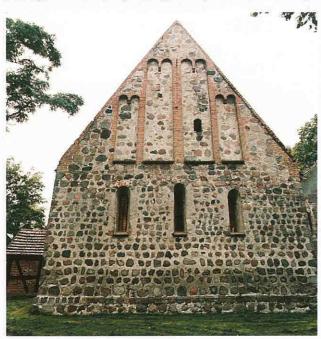
Die Dorfkirche Menkin ist in ihrer Gesamtheit von Baukörper und reicher Ausstattung ein treffliches Beispiel ländlicher Sakralbaukunst im Nordosten Brandenburgs. Mit dem Altarretabel hat sich ein Kunstwerk erhalten, das auf Grund seines vollständig überkommenen originalen Bestands und im Zusammenhang mit der übrigen historischen Ausstattung für das Land Brandenburg von herausragender Bedeutung ist.

Wegen nicht ausreichender Bauerhaltungsmaßnahmen wies der denkmalgeschützte Bau erhebliche Schäden auf, als die Deutsche Stiftung Denkmalschutz 1992 auf ihn aufmerksam wurde. Die Fachwerkkonstruktion des Turms war durch eindringendes Regenwasser und dessen Folgewirkungen erheblich geschwächt. Besonders geschädigt waren die Anschlüsse zum Oktogon, die Auflagerkonstruktion über Feldsteinmauerwerk und die vier durchgehenden Eckstiele. Im Jahr 1993 konnte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz mit einem Förderbeitrag in Höhe von 85.000 DM den Anstoß für die Instandsetzung des wertvollen Sakralbauwerks geben, die sich dann auf Grund der nur begrenzt zur Verfügung stehenden Mittel über die nächsten sechs Jahre hinziehen sollte.

Nachdem 1993 ein 1. Bauabschnitt »Turmsicherung und Vorplanungsleistungen für die Turmsanierung« zur Ausführung gelangte – um Sanierungsmaßnahmen am Turm durchführen zu können, wurde dieser durch ein inneres Traggerüst und ein Stahlseilkorsett gesichert -, war es 1994 möglich, den 2. Bauabschnitt mit einem Kostenvolumen von 396.000 DM und 180.000 DM Förderbeitrag der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Angriff zu nehmen. Der 2. Bauabschnitt beinhaltete die Maßnahmen »Instandsetzung Dachstuhl, Dachdeckung und Dachentwässerung von Kirchenschiff und Patronatsloge, Maurerarbeiten Ortgänge, Ausbesserung des gesamten Feldsteinmauerwerks, Sanierung Deckenbekleidung Patronatsloge, Sicherung Kircheninventar vor mechanischer Beschädigung während der Bauzeit, Erneuerung Innenputz im Bereich der Auflagersanierung sowie den 1. Abschnitt der Turmsanierung«. Oktogon und Turmhelm wurden per Kran demontiert und witterungsgeschützt auf dem Kirchengelände gelagert. Es wurde über dem Turmstumpf ein Notdach aufgebracht und mit der Fachwerk- und Mauerwerkssanierung begonnen. In den Baunebenleistungen waren die Bestandsaufnahme der gesamten Kirche, Prüfstatik für den Kirchturm, die restauratorische Untersuchung der Farbanstriche im Bereich der Patronatsloge und die Erarbeitung von Holzschutzgutachten enthalten. Der Entschluss, die Sanierung von Turmhelm und Oktogon nicht in situ, sondern nach Abnahme mit dem Kran vorzunehmen, war vom Bauherrn in enger Abstimmung mit den Denkmalbehörden getroffen worden. Es ist bei dieser schwierigen Entscheidung bedacht worden, dass die Korrektur der vorhandenen Schiefstellung des Turms bei einer Sanierung im Bestand zu Schäden an der historischen Substanz durch die in erheblichem Umfang notwendigen Stützund Sicherungseinbauten geführt hätte. Ferner war ein Richten der Konstruktion im Bestand als nicht im wünschenswerten Maße langfristig standsicher erachtet worden.

Damit die Baumaßnahmen nahtlos weitergeführt werden konnten, stellte die Deutschen Stiftung Denkmalschutz für den vorgesehenen 3. Bauabschnitt 1995 Fördermittel in Höhe von 200.000 DM bereit. Die Ev. Pommersche Landeskirche, die sich am 2. Bauabschnitt noch mit 100.000 DM beteiligt hatte, stand auf Grund ihrer angespannten

Dorfkirche Menkin, Ostgiebel, Sept. 1993 (Foto: DSD, M. L. Preiss)



Dorfkirche Menkin, Renaissance-Kanzel von 1599, vor der Restaurierung (Foto: DSD, M. L. Preiss)



finanziellen Lage nicht mehr als Zuwendungsgeber zur Verfügung und auch die finanziellen Möglichkeiten der Ev. Kirchengemeinde Menkin waren erschöpft. In dieser Situation gewährte das Land durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur eine Zuwendung, so dass 1995 an Bauleistungen die Wiederausmauerung der Turmausfachung mit geborgenen und neuen Ziegeln, die Fortführung der Instandsetzung des Turmfachwerks und die ebenerdige Sanierung des Holzwerks am demontierten Oktogon und des Turmhelms einschl. Bekrönung erbracht werden konnten.

Der 4. Bauabschnitt 1996 brachte die Fertigstellung der Turmsanierung. Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz stellte der Ev. Kirchengemeinde Menkin hierfür und für entstandene Mehrkosten insgesamt 190.000 DM zur Verfügung, ermöglicht durch eine großzügige zweckgebundenen Spende. An der Finanzierung des 4. Bauabschnitts war auch der Landkreis beteiligt.

In 1998 und 1999 konnte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz erfreulicherweise zwei weitere hohe zweckgebundene Spenden für Restmaßnahmen an der Außenhülle und die Inneninstandsetzung ausreichen. Die Verwendung der Spendenmittel (jeweils 100.000 DM) war nicht an eine Kofinanzierung durch andere Fördergeber gebunden, zumal ohnehin keine Komplementärmittel mehr zur Verfügung standen.

Mit der Spende 1998 wurde die Begasung des Kirchenschiffs, die Restaurierung der Ausstattungsteile, die Instandsetzung von Decke, Fußboden und Fenster in der Patronatsloge, die Wiederherstellung der Schallluken für den Glockenturm und die Reparatur der Glockenanlage durchgeführt. Akute Schäden an der wertvollen historischen Ausstattung waren bei dem verbauten Holz durch Wurmfraß/Anobien (starker Altbefall und aktiver Befall) sowie bei der Fassung durch das Raumklima (einzelne Verluste, Bindemittelabbau, Blasenbildung), mechanisch bedingte Ausbrüche und Abstoßungen, Ausfluglöcher von Insekten, Verschmutzung durch Staub, Vogel- und Insektenexkremente, partielle problematische Übermalungen und Verfärbung durch rostende Eisennägel zu verzeichnen gewesen. Restaurierungs- und Konservierungsarbeiten lagen in Händen von Fachrestauratoren auf dem Gebiet polychrom gefasster Holzobjekte. Die Fachaufsicht wurde durch das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege, Abteilung Restaurierung ausgeübt.

In 1999 kam die Gesamtmaßnahme mit der baulichen Instandsetzung der südlichen Vorhalle, Malerarbeiten in Kirchenschiff, Vorhalle und Patronatsloge sowie Elektro- und Beleuchtungsarbeiten zum Abschluss.

Die Sanierungskosten beliefen sich alles zusammen auf 1,2 Mio. DM. Die Restfinanzierung zu den 855.000 DM von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz brachten das Land durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur, der Landkreis Uckermark, die Ev. Pommersche Landeskirche und die Ev. Kirchengemeinde Menkin auf. Der außerordentlich hohe Förderanteil der Stiftung an der Gesamtfinanzierung ist auf die glückliche Situation zurückzuführen, dass sie für die Dorfkirche Menkin drei hohe zweckgebundene Spenden erhalten hat. Auch für Menkin konnte eine treuhänderische Stiftung errichtet werden. Obgleich im Verlauf der Sanierung zwei Planerwechsel erfolgten und die Stelle des den Bauherrn vertretenden Pfarrers gleich dreimal umbesetzt wurde, ist ein sehr gutes Sanierungsergebnis erzielt worden. Die heutigen und auch viele ehemalige Dorfbewohner haben immer wieder ihre Freude und Dankbarkeit für das Geleistete zum Ausdruck gebracht. Die Dorfkirche Menkin dient weiterhin primär der kirchlichen Nutzung.

Sehr erfolgreich abgeschlossen wurde auch die Förderung der Dorfkirche Baumgarten (Gemeinde Ludwigsburg, Amt Brüssow), einem mittelalterlichen Feldsteinbau, der das Zentrum des kleinen uckermärkischen Dorfes beschreibt und dessen Identifikationspunkt bildet. Die Barockisierung der Kirche schuf die heute noch einheitlich erhaltene reiche Ausstattung und den Fachwerkturmaufsatz mit Haube und offener Laterne. Für die dringend erforderliche Turminstandsetzung konnte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz dank der zweimaligen besonderen Großzügigkeit eines Spenders 139.000 DM in 1996 und 95.000 DM in 1998 bereitstellen. Das Gesamtkostenvolumen der in zwei Bauabschnitten durchführbaren Turminstandsetzung belief sich auf rund 470.000 DM. Durch die Anschubfinanzierung der Stiftung war es gelungen, das Land (Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur), die Landeskirche, den Landkreis und den Kirchenkreis in die Finanzierung einzubinden. Für die kleine Kirchengemeinde verblieb

ein Eigenanteil von 41.000 DM. Auch bei dieser Instandsetzungsmaßnahme war eine Demontage des Turmoberteils auf Grund des hohen Schädigungsgrads an der tragenden Holzkonstruktion erforderlich gewesen.

Ein gutes Förderergebnis wird stets nur unter bestimmten Voraussetzungen erreicht:

Ob eine Fördermaßnahme erfolgreich zur Ausführung kommt, hängt entscheidend von der Qualität des betreuenden Planers und der an den Arbeiten beteiligten Bau- bzw. Restaurierungsbetriebe ab. Erfahrung und die daraus resultierende Sensibilität im Umgang mit erhaltenswerter Denkmalsubstanz sollten immer vorhanden sein. Um eine Instandsetzungsmaßnahme als Zuwendungsgeber erfolgreich begleiten zu können, muss deren Gesamtfinanzierung gesichert sein. Damit die Förderung in Gang kommt und um zu einer möglichst reibungslosen Abwicklung der Zuwendung beizutragen, sollte sich der Denkmaleigentümer bzw. Verfügungsberechtigte angefangen von der Antragstellung bis zum Abschluss der geförderten Maßnahme in seiner Rolle als Bauherr aktiv einbringen. Bei denkmalpflegerisch anspruchsvollen Instandsetzungsmaßnahmen ist ein planerischer Vorlauf erforderlich, mit dem zumeist Voruntersuchungen von Fachleuten für bestimmte Schäden einhergehen. Auf der Grundlage der Untersuchungsergebnisse und der Vorplanung ist im Zusammenwirken von Planer, Bauherr und ggfs. der Sonderfachleute, Unterer Denkmalschutzbehörde und dem Landesamt für Denkmalpflege das zur Ausführung bestimmte Sanierungskonzept zu erstellen. Es empfiehlt sich, die beiden Denkmalbehörden von Anfang an in das Sanierungsvorhaben einzubinden und die vorgesehenen Erhaltungsmaßnahmen kontinuierlich mit ihnen abzustimmen

 Der umfangreichere Beitrag musste leider aus redaktionellen Gründen und im Einverständnis mit dem Autor gekürzt werden.

Informationen über die Deutsche Stiftung Denkmalschutz sind über deren Geschäftsstelle zu erhalten:

Koblenzer Str. 75, 53177 Bonn, Tel. (02 28) 9 57 38-0, www.denkmalschutz.de

Klaus Richter

Dorfentwicklung und der Erhalt kirchlicher Gebäude im Land Brandenburg

Dipl.-Ing. Klaus Richter ist Mitglied des Vorstandes der Märkischen Akademie Ländlicher Raum e.V.

Mit der Wiedervereinigung begann ein tief greifender Umgestaltungsprozess in den neuen Ländern, der natürlich auch den ländlichen Raum erfasste. Ein Zahlenvergleich lässt den Umfang der Veränderungen und die sich daraus ergebenden Probleme deutlich werden: 1990 waren einhundertachtzigtausend Menschen in Brandenburg in der Landwirtschaft beschäftigt, mit Abschluss der Neustrukturierung sind es heute nur noch ca. fünfunddreißigtausend in der Landwirtschaft Tätige.

Hinzu kommt, dass die Landwirtschaft nahezu vollständig in sozialistischen Großbetrieben strukturiert war, also auch alle Betriebsstrukturen neu geschaffen bzw. angepasst werden mussten. Der ländliche Raum erlebte im ausgehenden Jahrhundert seinen größten Strukturwandel.

Mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel ging die kommunale Neugliederung einher. Die Dörfer in der Mark und ihre Bewohner haben gewaltige Veränderungen bewältigen müssen; jeder Einzelne und jedes Gemeinwesen musste sich neu orientieren. Mit der deutschen Einheit und der sozialen Marktwirtschaft eröffneten sich vielfältige neue Möglichkeiten und Chancen für die Entwicklung der Dörfer, von denen hier einige skizziert werden sollen - verbunden waren sie mit großen An- und Herausforderungen, und aus dem Transformationsprozess entstanden Probleme, welche noch weiterwirken.

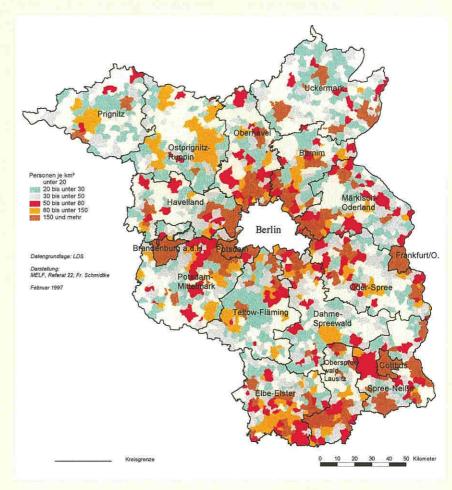
Alle Architekten und Planer, die in den »Gründerjahren« aus den alten Bundesländern kamen und die nun »dazugehörigen« Dörfer in Brandenburg besuchten, gerieten ins Schwärmen über die vorhandene schöne alte Bausubstanz und die erhaltenen Dorfstrukturen. Viele Gebäude waren in schlechtem baulichen Zustand, das Ortsbild durch minderwertige Zweckbauten häufig verschandelt, der ganze Reichtum historisch gewachsener Dorfanlagen aber zeigte sich oft nur wenig verändert. Die über Jahrzehnte vernachlässigte Bausubstanz und die fast

unveränderten Strukturen bilden ein wichtiges Potenzial für die Entwicklung der Dörfer. Zu Recht geht darum die Dorfentwicklung von der Bewahrung des Vorhandenen aus, bezieht dabei natürlich auch Neubauten ein.

Freilich wird die Wiederbelebung dieses Vorhandenen noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Sie kann auch nur im Einvernehmen mit den Bewohnern und Nutzern gelingen. Der Strukturwandel in der Landwirtschaft hat zu einer starken Abwanderung von jungen Leuten aus den Dörfern geführt, ein Prozess, der heute noch anhält und sich durchaus zu einer Bedrohung für die Lebensfähigkeit vieler Dörfer entwickelt hat. Wer sich für den Erhalt der gewachsenen Kulturlandschaften engagiert, wird nur dann Erfolg haben kön-

nen, wenn er die Attraktivität und Wirtschaftskraft der ländlichen Regionen stärkt. So reizvoll die meist aus dem 19. Jahrhundert stammenden Hofanlagen mit ihren großen, sorgfältig in Backstein errichteten Scheunen und Stallungen sein mögen, erhalten oder gar wiederhergestellt können sie nur werden, wenn man sie nutzt und die Eigentümer sich den Erhaltungsaufwand auch leisten können. Die Bereitschaft dafür ist überwiegend vorhanden. Das haben die Bewohner in den Zeiten der sozialistischen Mangelwirtschaft bewiesen, indem sie die Strukturen erhielten und den Möglichkeiten entsprechend schützten.

Übersicht der Bevölkerungsdichte von Brandenburg



Ausgehend von diesen Rahmenbedingungen, wurde für das Land Brandenburg das Modell der integrierten ländlichen Entwicklung zur nachhaltigen Gestaltung der dünn besiedelten Räume entwickelt. Dorferneuerung und Dorfentwicklung waren dabei in einen Komplex wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Ziele eingebunden. Dazu gehörten:

- Entwicklung wettbewerbsfähiger land-, forst- und fischwirtschaftlicher Unternehmen mit umweltverträglicher Produktion und weitgehend eigener Veredelung der Produkte,
- Verbesserung der Marktstrukturen und Schaffung von Verarbeitungskapazitäten für landwirtschaftliche Erzeugnisse,
- Ausbau von Handwerk, Gewerbe und Dienstleistungen,
- Landschaftsgestaltung und -pflege zur Erhaltung einer ökologisch intakten Kulturlandschaft,
- Dorferneuerung und Dorfentwicklung zur Erhöhung der Attraktivität der Dörfer.
- Bildung und Umschulung zur Entwicklung alternativer Beschäftigungsmöglichkeiten,
- Pflege kultureller ländlich-bäuerlicher Traditionen, Entwicklung regionalen Traditionsbewusstseins,
- Stabilisierung des dörflichen Gemeinschaftslebens und Bindung der Bevölkerung an die Region,
- Selbstverantwortung und Motivation der Handelnden.

Die Dorferneuerung bildet einen Schwerpunkt der integrierten ländlichen Entwicklung. Gegenüber anderen Handlungsbereichen hat sie den Vorteil, schneller zu sichtbaren Erfolgen zu kommen und eine besonders hohe Zahl von Bewohnern zu beteiligen. Mit der Entwicklung von dorftypischen Leitbildern, die von der Dorfbevölkerung mit getragen werden und ihr als Konzept für ihr Handeln dienen, ist der Weg der Selbstfindung der brandenburgischen Dörfer in den vergangenen zehn Jahren erfolgreich beschritten worden.

Die Europäische Union, der Bund und das Land haben in diesem Zeitraum fast eine Milliarde DM an Fördermitteln für Maßnahmen der Dorferneuerung bereitgestellt. Wer mit offenen Augen durchs Land fährt, kann die Ergebnisse nicht übersehen, so wie ihm allerdings auch der weitere Handlungsbedarf offensichtlich wird. Was natürlich am Reichtum der erhaltenswerten Substanz liegt, an der schwierigen Ausgangslage und an den noch lange nicht überwundenen Folgen des Strukturwandels.

Als besonders gefährdet zeigte sich 1990 der bauliche Zustand vieler Dorfkirchen, sodass sie vielfach in die Maßnahmen der Dorferneuerung einbezogen wurden. In den Jahren 1991-98 wurden hierbei 13,4 Mio. DM für Arbeiten an 213 Kirchengebäuden zur Verfügung gestellt. Grundlage für diese Förderung bildete die Tatsache, dass den Kirchen eine ortsbildprägende Funktion zukommt. In der Regel bezeichnen sie die Mitte des Ortes. In den Dorfentwicklungsplänen wurden und werden die geschichtsträchtigen Gebäude als besonders wertvoll eingestuft. Dies rechtfertigt die Aufnahme von Kirchen in die Dorferneuerungsprogramme (auch wenn diese Verbindung manchen zunächst erstaunen lässt). Gefördert wurden, wie generell in der Dorferneuerung, Maßnahmen zur Wiederherstellung des Außeren.



Die Märkische Akademie Ländlicher Raum e.V. wirkt seit ihrer Gründung 1993 als Diskussionsforum zu Chancen und Problemen ländlicher Entwicklung. Das Land Brandenburg ist überwiegend von dünn besiedelten ländlichen Regionen geprägt. Ausgenommen sind davon nur der Verflechtungsraum um Berlin und einige Großstädte. Aus den Strukturen des ländlichen Raumes ergeben sich spezielle Probleme wie auch besondere Möglichkeiten für die wirtschaftliche Entwicklung und das Handeln der Verwaltungen. In Dörfern funktioniert die Kommunikation besser und die Anteilnahme der Bevölkerung an kommunalen Angelegenheiten ist größer als in Städten. Die Bewohner erwarten aber auch, in die Entscheidungsprozesse einbezogen zu werden.

Das Engagement der Dorfentwicklung für die Kirchengebäude wurde in der Märkischen Akademie wiederholt behandelt und dabei begrüßt. Der Erhalt der kleinen Dorfkirchen dient in hohem Maße der Identitätsfindung der Dörfer. Er kann nicht nur alleinige Aufgabe der Kirchgemeinden sein und ist es auch längst nicht mehr. Immer mehr Menschen bemühen sich gemeinschaft-

lich um »ihre« Dorfkirche. Dabei gewinnen neue oder kombinierte Nutzungen an Interesse. Die Stadtkirche von Müncheberg und die Temnitzkirche in Netzeband bilden jeweils markante Beispiele für alternative Nutzungen, die den Erhalt der Gebäude garantieren. Vorangetrieben werden solche Projekte sicher auch dadurch, dass über die öffentliche, gemeinschaftliche Nutzung Fördermittel der Europäischen Gemeinschaft zu erhalten sind.

Dabei sollte es nicht nur um »Fördermittelakrobatik« gehen, vielmehr gewinnt bei allen Vorhaben die Nachhaltigkeit der Entwicklung an Bedeutung. Und diese scheint umso eher erreichbar, je mehr Kräfte sich bündeln und wenn eine Vielzahl von Lösungsansätzen in die Waagschale geworfen werden. Nachhaltige Entwicklung erfordert auch, dass die Aktivitäten vor Ort geplant und verantwortet werden. Das gilt für die Bemühungen um die Dorfkirchen und auch für die anderen Bereiche der ländlichen Entwicklung. Nach den Diskussionen der Märkischen Akademie wird sich dabei auch die Rolle der öffentlichen Verwaltungen ändern. Zunehmend werden sie die Moderation, Begleitung, Betreuung und Beratung der Akteure in den Regionen übernehmen müssen.

Diese und andere Überlegungen spielen eine Rolle bei der Fortführung der bisherigen Förder- und Entwicklungsprogramme. Grundsätzlich soll der skizzierte »Brandenburger Weg« weiter beschritten werden. Die bisherigen Ergebnisse und Erfahrungen und nicht zuletzt die Haushaltslage des Landes legen nahe, die Vergabe von Fördermitteln an eindeutiger formulierte und besser abgestimmte Entwicklungsziele zu binden. So werden zukünftig nicht nur lokale Ansätze, sondern regionale Lösungen gefragt sein. Den Kommunen kommt dabei weiterhin eine Schlüsselstellung zu. Nur über sie kann die für jede nachhaltige Entwicklung unverzichtbare Bürgerbeteiligung geschehen. Sie werden aber auch zunehmend ihre Projekte in der Region abstimmen und sind zu kooperativem Handeln aufgerufen.

Die auf Nachhaltigkeit zielende integrierte ländliche Entwicklung ist langfristig angelegt. Sie zielt darauf, die strukturell benachteiligten Gebiete aus den vorhandenen Potenzialen heraus zu entwickeln. Die Landespolitik kann dafür Rahmenbedingungen schaffen, treibende Kraft aber müssen die Bewohner sein.

Thomas Raschke

Chancen für Dorfkirchen – Beobachtungen im Ruppiner Land

Wir sind zum Fotografieren in einer Kirche angemeldet, kommen etwas zu früh und müssen eine Weile auf den Ortschronisten, mit dem wir verabredet sind, warten. Aus dessen Briefkasten schaut das »Neue Deutschland«: Der ältere Herr muß demnach wohl von einer anderen Weltanschauung geprägt worden sein als der christlichen. Soviel er auch über die Kirche weiss, den Schlüssel hat er nicht. Damit kommt die ältere Dame, die das Gotteshaus pflegt und in ihrer Obhut hält. Wir stellen Fragen zur Geschichte der Kirche, und auch die beiden Nachbarn kommen miteinander ins Gespräch. Die Kirche besitzt zahlreiche bäuerliche Stiftungen (ein Bauern-, kein Gutsdorf), deren Urheber der Chronist den einzelnen Höfen zuweisen kann: Das ist eine alte Familie hier, ihr Hof war der, wo heute die und die wohnen. Der Kirchenraum ist ihm ein sprechendes Buch zur Geschichte seines Dorfes. Für die Kirchenälteste reicht die Geschichte weniger weit zurück, sie kam als Flüchtling aus Schlesien. Und da sie in und mit der Kirche lebt, stammen ihre Erinnerungen aus »ihrer gemeinsamen Zeit«: wer den Teppich gestiftet hat, wie mühsam der alte Steinfußboden zu reinigen war. So kommt das Gespräch auf zumeist verstorbene Menschen, an die sich dann wieder beide erinnern. - Zwei sehr um ihren Kirchenbau engagierte Menschen, aber aus recht unterschiedlichen Beweggründen.





Glasfenster in der Dorfkirche Radensleben

So haben wir es bei der Vorbereitung einer Ausstellung im Ruppiner Land erlebt. Die Ausstellung – sie wird im Sommer im Dorf Netzeband zu sehen sein – heißt »Chancen für Dorfkirchen«. Der Titel mag etwas forciert erscheinen, denn der Erhaltungszustand mancher Dorfkirchen bleibt auch heute noch problematisch und noch viel schwieriger ist die Frage zu beantworten, wer die vielen Dorfkirchen in kleinen und kleinsten Dörfern nutzen und pflegen wird. Im Dorf Netzeband ist die aus dem völligen Verfall wieder

aufgebaute Kirche zu einem Kulturzentrum geworden. Aber natürlich werden nur wenige Kirchen so umgenutzt werden können. Wir haben jedoch so viele ermutigende und interessante Initiativen erlebt, dass uns der Titel berechtigt schien.

Drei Beobachtungen sollen dafür sprechen:

 Zehn Jahre nach der deutschen Einheit haben viele Menschen wieder soziale und »mentale« Sicherheit gewonnen (während ein anderer Teil erfahren musste, dass sein Anteil am Wohlstand bescheiden bleiben wird). Damit wächst die Bereitschaft, sich in der örtlichen Gemeinschaft zu engagieren und dabei häufig auch für das Kirchengebäude. Es wird auch von Nichtgläubigen als erhaltenswerter Bestandteil ihrer eigenen Geschichte angesehen. Wo Fördervereine für Kirchen entstehen, Konzerte und örtliche Veranstaltungen in der Kirche stattfinden, dürfte diese in die Entwicklung des Ortes mit einbezogen sein.



- In dem von uns beobachteten Gebiet zwischen Rhinluch und Kyritz-Ruppiner Heide gibt es 44 Dorfkirchen. In 16 von ihnen haben in den letzten zehn Jahren größere Bauarbeiten stattgefunden bzw. die Instandsetzungen dauern an. Das ist eine bedeutende Leistung, deren Ergebnisse wohl kaum aufs Spiel gesetzt werden dürften.
- Das Ruppiner Land ist für Besucher wegen seiner landschaftlichen Reize und seiner Geschichtlichkeit attraktiv. Unverzichtbar gehören zum Ortsbild die Kirchen (umso stärker, je mehr »offene Kirchen« darunter sind). Die Dorfkirchen sind, auch wenn das schrecklich klingt, ein Standortfaktor.

Der Förderkreis Alte Kirchen hatte zuvor eine Wanderausstellung gezeigt, die unter dem Titel »Die Kirche im Dorf lassen« außergewöhnliche Nutzungen und Instandsetzungsinitiativen vorstellte. Umnutzungen von Kirchen werden nur selten angestrebt. Wo die Initiativen von den Dorfbewohnern ausgehen, wird fast immer erwartet, dass Kirche Kirche bleibt. Anderes, Neues fügt sich dann oft ganz praktisch und problemlos ein.

Im Norden unseres »Untersuchungsgebietes« liegt die Kyritz-Ruppiner Heide, deren Zukunft als Truppenübungsplatz oder als »Freie Heide« noch ungeklärt ist. Seit Anfang der Neunzigerjahre hat es dort fast 60 Protestwanderungen in die Heide gegeben. Dass sie meist mit einer geistlichen Besinnung in den Kirchen der Dörfer begannen, war zunächst ohne Absicht, die meisten Dörfer haben keinen vergleichbar großen Raum. Und in Frankendorf steht die Mahnsäule für die »Freie Heide« vor der Kirche. Wo auch sonst, welcher andere Platz kann als ideelle Mitte eines Dorfes dienen?

Neuruppin gilt in der Landesplanung als »Mittelzentrum mit teilweise überregionalen Funktionen«, praktisch entwickelt es sich wohl zur bedeutendsten Stadt in Nordbrandenburg. Die günstige Verkehrslage an der Autobahn Berlin-Hamburg, der Seenreichtum und die Geschichtlichkeit gerade auch vieler Dörfer machen die Region attraktiv. Im Dorf Wustrau lässt ein privater Mäzen ein Brandenburg-Museum errich-

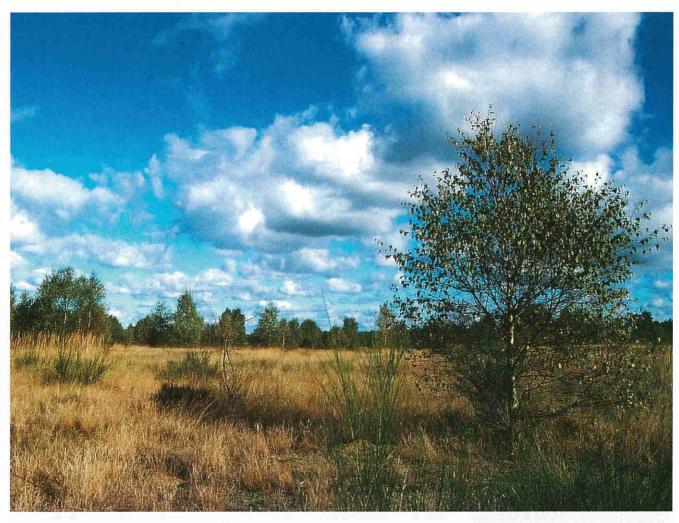
ten. Die Kirche daneben ist durch ihre überreiche Ausstattung praktisch ebenfalls ein Museum (Gotteshaus natürlich auch) und wird bestimmt nicht schlechter besucht als viele Museen.

Die Kirche in Dabergotz wird zur Zeit umfangreich in Stand gesetzt. Möglich wurde dies durch die finanzielle Unterstützung eines ehemaligen Einwohners. Und es gibt ähnliche Beispiele.

Als uns die Pastorin das Innere der Gottberger Kirche zeigt, kommt eine Frau, die gerade ein Grab pflegt (es ist kurz vor Ewigkeitssonntag): Ach, sagen Sie, könnt' ich vielleicht auch mal gucken, da war doch früher so eine große Engelsfigur! - Sie meint den Taufengel, der tatsächlich noch vorhanden ist. Natürlich gibt es das: gepflegte und weitgehend intakte Dorfkirchen, die aber mancher Ortsbewohner seit Jahrzehnten nicht betreten hat. Im benachbarten Werder ist die Fachwerkkirche Ende der Achtzigerjahre nach totalem Verfall abgerissen worden. Nur der kleine Turm steht noch - etwas verloren auf dem Friedhof. Für die Pastorin, die noch nicht lange im Pfarrsprengel arbeitet, ist das Dorf »schwierig«. Vielleicht, weil der Gemeinde der Kirchenbau als Zentrum (und als Objekt gemeinsamer Verantwortung) fehlt.

Taufengel der Gottberger Kirche





Heidelandschaft bei Schweinrich

Wie fast überall in der Mark Brandenburg besitzt auch hier fast jedes Dorf seine eigene Kirche. Wir zählten in einem etwa 15 Kilometer breiten Landstreifen zwischen Rhinluch im Süden und Wittstock-Ruppiner Heide im Norden 44 Dorfkirchen: 25 davon in Dörfern mit weniger als 300 Einwohnern, 14 Dörfer haben unter 600 Einwohner, nur vier unter 1000 Einwohner. Einzig Wustrau-Altfriesack ist mit ca. 1200 Einwohnern größer. Etwa ein Viertel der Brandenburger zählt zur Evangelischen Kirche, in den Dörfern um Neuruppin ist der Anteil durchschnittlich etwas höher, übersteigt manchmal die

Die Einwohnerzahlen entsprechen häufig denen von der Mitte des 19. Jahrhunderts, sie scheinen demnach altertümliche Siedlungsstrukturen zu konservieren (was schließlich auch den Reiz der Dörfer ausmacht). Das bedeutet nicht automatisch eine Kontinuität der Einwohnerschaft, der Familien. Der Besucher, der angesichts manches Dorfes meinen mag: Hier sei die Zeit stehengeblieben!, irrt natürlich. Krieg und Nachkriegszeit, vierzig

Jahre DDR und die »Wende« haben die Bewohner hier ebenso geprägt wie anderswo.

In Protzen ist die Pastorin im vergangenen Jahr auf dem Dachfirst ihrer Kirche herumgestiegen, da hat die Gemeinde das Dach in Eigenleistung neu gedeckt. Der Gottesdienstraum wird während unseres Besuches gerade geschmückt (es ist vor Erntedank), und obwohl im umliegenden Kirchpark noch kaum Laub liegt, wird schon geharkt. Protzen ist, so wird uns berichtet, eine aktive Gemeinde. In den Fünfzigerjahren habe es hier eine agile Gemeindeschwester gegeben, die mit Chormusik und Ähnlichem die damalige Jugend an die Gemeinde gebunden habe, was bis heute bestimmend geblieben sei. Ihren Anteil an dieser Entwicklung dürfte auch die dörfliche Struktur haben: Protzen ist ein größeres Dorf mit ehemals mehreren Bauernhöfen unterschiedlicher Größe, was gute Voraussetzungen für Kontinuität bot.

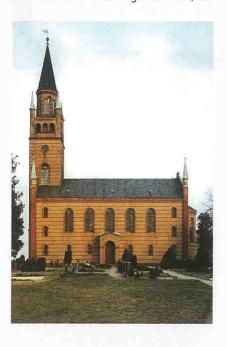
Anders verhält es sich in den Gutsdörfern, wo bis 1945 der Rittergutsbesitzer als Patronatsherr für die Kirche sorgte. Fast immer ist die Bindung an das Kirchengebäude hier geringer. Von Gnewikow war uns vorab berichtet worden: »Das war ein rotes Dorf.« Aus dem Ritter- war ein Volksgut geworden, irgendwann in den Siebzigern hörten die Gottesdienste hier auf. Später begann sich ein in der Nachbarschaft wohnender Lehrer für das inzwischen zugewachsene Gebäude zu interessieren, er ersetzte kaputte Fenster und beräumte den Kirchhof.

Protzen und Gnewikow können hier als Beispiele stehen, es gibt jeweils ähnliche Fälle. Diese Vergangenheiten zu kennen ist wichtig, wenn man die Chancen für die Dorfkirchen beurteilen will. Die Vergangenheiten sind prägende Erfahrungen der in den Dörfern agierenden Personen. Gemeindeglieder und Nicht-Christen (in der älteren Generation handelt es sich fast immer um aus der Kirche Ausgetretene) haben ein jeweils anderes Bild von ihrer Dorfkirche. Gerade in den kleinen Orten aber dürften die Kirchenbauten nur dann eine Chance haben, wenn sie Akzeptanz und Engagement der gesamten Dorfgemeinschaft finden.



Innenraum der Dorfkirche Gnewikow

Die Institution Kirche sieht sich nicht in der Lage, alle Kirchenbauten zu erhalten. Sie muss ja nach Gemeindegrößen und finanziellen Möglichkeiten ihre Planungen ausrichten. Nach diesen Planungen sollen zukünftig nur noch einige Kirchen (in unserer Region etwa jede dritte bis vierte) Zuschüsse für Instandsetzungen erhalten. Die Pfarrsprengel wurden in den letzten Jahren sämtlich neu zugeschnitten, so-



dass fast jeder Pfarrer fünf und mehr kleine und kleinste Gemeinden versorgt. Dass die traditionelle Gleichung ein Dorf = eine Kirche = eine Kirchengemeinde nicht mehr aufgehen kann, ist nachvollziehbar. Das Gemeindeleben muss sich vernünftigerweise in größeren Regionen entfalten. Bei alldem wird kein Pfarrer eine Kirche als Gottesdienststätte ohne Not aufgeben, schon weil die Gemeinden auf der Feier in der »eigenen« Kirche bestehen und meist ungern in die Nachbarorte gehen. Hier ist eine sehr traditionelle Beharrlichkeit vorhanden.

Eine traditionelle Verbundenheit mit dem Kirchengebäude besteht aber auch außerhalb der kirchlichen Gemeinde. Vielleicht handelt es sich manchmal um ein »belastetes« Verhältnis, aber völlige Gleichgültigkeit kommt selten vor. Manches organisiert sich dabei ganz praktisch: weil der Friedhof an der Kirche liegt, weil man etwas ,für die alten Leute tun will, die halt noch in die Kirche gehen'. Engagement für das Kirchengebäude kann verschiedene Gründe haben. Und dann kommt häufig die Überlegung, die Kirche ließe sich doch auch über den vierzehntäglich

Dorfkirche Langen

oder vierwöchentlich stattfindenden Gottesdienst hinaus nutzen. Die Konzerte in Dorfkirchen sind in ihrer Vielzahl kaum mehr überschaubar. Dann gibt es Adventsbasare, Schulen verlegen ihre Weihnachtsfeiern in die Kirche (ohne Gottesdienst) oder ein Volksliedersingen zum Dorffest. Mancher mag über den »Anspruch« solcher soziokulturellen Aktivitäten die Nase rümpfen wie, umgekehrt, Konzerte mit klassischer Musik nicht immer ein zahlreiches Publikum finden. Der Kirchenraum aber wird so als Lebens- und Erfahrungsraum wiedergewonnen. Den Anstoß für solche Aktivitäten geben oft in den Ort neu Zugezogene, wahrscheinlich weil sie unbefangener sind. Dann beginnt sich der Heimatverein für den Erhalt der Kirche einzusetzen oder es wird ein eigener Förderverein für die Kirche gegründet (wie in Langen und Gnewikow).

Dabei geht es nicht darum, den Kirchen einen neuen Charakter zuzuweisen oder sie regelmäßig »zu bespielen«. Kirchen sind Feierräume; wenn in Nietwerder in diesem Frühjahr ein Festkonzert zum 200. Geburtstag des Architekten Stüler vorbereitet wird, dann kann dies als besonderes Ereignis erlebt werden.